Vol. 10.

Aus eiserner Zeit.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Zweite unveränderte Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

1861.

Erstes Kapitel.

Ein barmherziger Samariter.

Ein rauher Februartag neigte sich seinem Ende zu. Die Sonne stand schon tief am Horizonte, und warf einen röthlichen Schein über die weiten Felder, welche noch von einer schmutzig grauen Schneedecke eingehüllt lagen. Die Landstraße, so weit das Auge reichte, war menschenleer. In einem Gebüsch mit hochstämmigen, schlanken Bäumen, nahe beim Wege, sammelte sich eine Schaar Krähen, und drängte sich kreischend und schreiend auf den laublosen Aesten, um eine möglichst gute Schlafstelle für die Nacht zu erkämpfen. In einer Entfernung von etwa einer halben Stunde schimmerten die Wälle und Thürme der Festung Magdeburg durch die nebelige Luft, und hoch empor über alle ragte, einem riesigen Wächter gleich, die gewaltige Domkirche mit ihrer mächtigen Thurmpyramide. Ein kalter, feuchter Wind strich über die Ebene und trieb sein Spiel mit einzelnen Schneeflocken, welche aus grauen Wolken leise auf die Erde rieselten.

Um diese Stunde zeigte sich ein einsamer Wanderer auf dem holperigen, vielfach zerfahrenen Wege, der nach der Stadt führte. Er schlich langsam dahin, und war augenscheinlich sehr ermüdet, denn oft ruhte er, auf einen derben Knotenstock gestützt, Minuten lang aus, warf sehnsüchtige Blicke nach der Stadt hinüber, und seufzte tief, indem er die Entfernung bis zu ihren Thoren maß. Die Strecke war nicht allzu groß, aber der gänzlich erschöpfte Wanderer schien doch Zweifel zu hegen, ob er sie noch erreichen würde.

„Aber ich muß," murmelte er; „wenn ich nicht vor Hunger und Kälte umkommen will!"

So schwankte er weiter, keuchend und taumelnd. Er konnte sich kaum noch auf den Füßen erhalten, und bot überhaupt einen erbarmungswürdigen Anblick dar. Seine Kleidung war zerrissen, zerlumpt, beschmutzt und kaum ausreichend, seine Blöße zu bedecken. Seine armen müden Füße steckten in zerfetzten Schuhen, aus deren Löcher hier und da die nackten Zehen hervorlugten; eine alte Fuchsmütze bedeckte sein auf die Brust geneigtes Haupt. Aus seinen bleichen, eingefallenen Zügen sprachen Hunger, Elend und Erschöpfung. Von der blassen Stirn rollten Schweißtropfen, sein Mund zuckte zuweilen schmerzlich, und manche Thräne floß aus den matten, halb erloschenen Augen über die hageren Wangen. Es war in der That ein Bild des Elends, und doch, wenn man die schwankende Gestalt näher in's Auge faßte, wurde man überrascht durch einen gewissen edlen Ausdruck, der trotz der Aermlichkeit aus der ganzen Erscheinung hervorleuchtete. Der Wanderer war noch sehr jung, er konnte kaum älter als fünfzehn oder sechszehn Jahre sein. Schönes, braunes, lockiges

Haar quoll unter der alten Fuchsmütze hervor, das Antlitz, obgleich von Entbehrungen und schwerer Noth entstellt, zeigte anmuthige, feine Züge, einen wohlgeformten kleinen Mund und herrliche blaue Augen, die, obwohl jetzt in etwas mattem Schimmer, doch wie Edelsteine glänzten. Eine schlanke, biegsame Gestalt, und zarte weiße Hände wollten auch nicht recht zu der zerlumpten Kleidung passen, und schienen anzudeuten, daß der arme, halb verhungerte Mensch dereinst bessere Tage gesehen haben müsse.

Er erreichte mit Noth und Mühe das kleine Gehölz, in welchem noch immer krächzend die Krähen sich tummelten, und warf einen schwermüthigen Blick hinüber.

„Ihr habt es gut," flüsterte er mit einem Seufzer vor sich hin. „Euch hat der barmherzige Gott ein warmes Kleid gegeben, er läßt euch in den strengsten Wintertagen eure Nahrung finden, und alle Noth, die euch trifft, tragt ihr wenigstens in Gemeinschaft. Ich, ich bin allein, mich friert, mich hungert, ich bin erschöpft zum Sterben, und Niemand fragt nach mir. O mein Gott, habe du Mitleid mit einer armen Waise!"

Er warf einen flehenden Blick zum düsteren Himmel empor, und kreuzte die beiden Hände wie betend über dem Griffe seines Wanderstabes. Die letzte Gluth der untergehenden Sonne warf einen verklärenden Schein über seine zarten, ermatteten Züge, und spiegelte sich in den Thränen, die an seinen langen, seidenen Wimpern hingen. Einige Augenblicke stand er so; dann raffte er sich schwer athmend auf, und versuchte weiter zu schreiten. Aber das Maß seiner Kräfte schien bis auf's Letzte erschöpft. Er taumelte nur ein paar Mal

von einer Seite zur anderen, wie ein Trunkener; der Boden schien unter ihm zu schwinden, vergebens suchte er sich auf seinen Stock zu stützen, — mit einem schwachen Wehlaute brach er zusammen, und blieb regungslos auf der kalten feuchten Erde liegen. Seine Augen waren geschlossen, er athmete kaum.

Der unglückliche Knabe würde unfehlbar ein elendes Ende hier gefunden haben, wenn nicht ein höheres Auge über ihn gewacht hätte. Keine fünf Minuten waren verstrichen, seit ihn Hunger und Erschöpfung niedergeworfen hatten, da ertönte der Hufschlag eines rasch trabenden Pferdes auf der hart gefrorenen Straße, und gleich darauf erschien ein stattlicher Reiter auf edlem Roß, das erschreckt einen Seitensprung machte, als es die anscheinend leblose Gestalt am Wege erblickte.

„Oho, was haben wir da?“ sagte der Reiter, indem er sein unruhiges Pferd zügelte. „Mein Gott, ein junger Mensch, ohnmächtig, vielleicht gar todt! Ich muß nach ihm sehen!“

Das edle Pferd hatte seinen ersten Schrecken überwunden, und stand ganz still, als sein Herr aus dem Sattel sprang, und, ihm freundlich den Hals klopfend, einige besänftigende Worte zu ihm sagte. Der Reiter bog sich zu dem besinnungslosen Knaben nieder, richtete dessen Kopf auf, und blickte mitleidig in das blasse, edle Gesicht.

„Armer Bursch,“ murmelte er vor sich hin. „Was für Leiden magst du schon erduldet haben im Sturm und Drang dieser eisernen Zeit! Aber, Gott sei Dank, noch lebst du, und vielleicht kann ich dich retten!“

Sanft ließ er das Haupt des Knaben wieder zur

Erde geleiten, stand auf, und nahm aus der Satteltasche des Pferdes eine kleine mit Wein gefüllte Flasche. Er goß etwas davon in seine Hand, rieb Stirn und Schläfe des Knaben damit, und setzte dann die Mündung der Flasche an die Lippen des Ohnmächtigen. Der Knabe trank, und der feurige Wein schien ihm neues Leben einzuflößen, denn er schlug die Augen auf, und schaute mit wirrem, wildem Blick den Mann an, der sich Seiner so mildthätig erbarmte.

„Oh, mein Herr, stammelte er, — „wo bin ich?“

„Jetzt bei einem Freund, mein armer Knabe,“ versetzte der Mann gutmüthig. „Trinke noch einmal, mein Sohn, es wird dich erquicken.“

Der Knabe trank begierig noch einen Schluck, und sein Auge leuchtete heller auf. Die Besinnung kehrte zurück, er konnte, auf seinen Stock und seines Wohlthäters Arm gestützt, sich emporrichten und aufstehen.

„Ich danke Euch, mein Herr,“ sagte er. „Ihr habt mir das Leben gerettet, und Gott wird es Euch dereinst vergelten. Ich fühle mich gestärkt, und jetzt, hoffe ich, werde ich die Stadt erreichen können.“

„Hast du Bekannte, Freunde, Verwandte dort?“ fragte der Mann.

„Nein, ich kenne Niemanden,“ versetzte der Knabe traurig und schüttelte den Kopf. „Aber vielleicht finde ich doch ein Obdach, wenn auch nur in einem Stalle, und ein wenig Nahrung, wenn auch nur ein Stück Brod. Ich bin dem Verhungern nahe, lieber Herr, da wird mich ja der liebe Gott nicht verlassen!“

„Nein, Er hat dich nicht verlassen, Knabe,“ sagte der Reiter mit herzlichem Wohlwollen. „Ich sehe schon, du bist zu schwach zum Gehen. Setze dich hinter mich

auf's Pferd, und halte dich fest an meinem Gürtel. Du bist fremd in der Stadt, es wird bald finstere Nacht sein, und da würde es dir schwer fallen, ein Unterkommen zu finden. Für die nächste Nacht wenigstens sollst du in meinem Hause bleiben, und später wollen wir sehen, was ich für dich weiter zu thun vermag. Fürchte dich nicht, sondern setze dich keck auf, das Pferd ist fromm."

Er stieg bei diesen Worten in den Sattel, und reichte dem Knaben die Hand, um auch ihm hinauf zu helfen. Trotz seiner Schwäche saß derselbe in einem Augenblicke oben, und hielt sich nur leicht am Gürtel seines Wohlthäters fest.

„Siehe da," sagte dieser überrascht, — „es scheint mir, als ob du nicht zum ersten Male den Rücken eines Pferdes bestiegen hättest."

„Oh nein, lieber Herr," antwortete der Knabe, „manches Roß habe ich schon getummelt seit meiner Kindheit, und selbst vor dem wüthendsten Hengste fürchtete ich mich niemals. Ach, das ist nun Alles vorbei, und für immer. Meine Altern sind todt, ihr Gut ist verwüstet, Haus und Ställe niedergebrannt, das Vieh geraubt und davon geführt, — ich bin allein noch übrig von meiner Familie, und muß heimathlos, ein armseliger Bettler, das Land durchstreifen."

„Großer Gott, wie viel Unglück in so jungen Jahren schon!" rief der Wohlthäter des Knaben aus. „Wer bist du eigentlich? Wer waren deine Aeltern? Von wo kommst du? Und wie ist alles das Unheil über dich gekommen?"

„Ach lieber Herr, es ist eine traurige Geschichte, und das Herz will mir brechen, wenn ich mich daran

erinnere," versetzte der Knabe. „Mein Vater besaß ein schönes Landgut an der sächsisch-böhmischen Gränze, und es lag so glücklich abseits von der großen Heerstraße, daß wir bis zu dem großen Unglücke, das uns heimsuchte, nur wenig von den Leiden des Krieges zu erdulden hatten, der nun schon so viele Jahre unser Vaterland verwüstet und so viele Menschenleben gekostet hat. Nur selten einmal kam ein Häuflein Marodeurs in unser Dorf, und wenn es geschah, so zogen die Leute doch immer wieder gutwillig ab, wenn mein Vater und die Bauern ihre immer gemäßigten Forderungen erfüllt hatten.

„Wie hieß dein Vater, Knabe?"

„Hans von Waldow, früher Hauptmann in Kaiserlichen Diensten. Seit zwanzig Jahren aber hatte er den Degen bei Seite gelegt und sein hübsches Gut bewirthschaftet. Er war ein sehr, sehr guter Mann, seine Bauern liebten ihn, und betrachteten ihn mehr als einen gütigen Vater, denn als ihren gestrengen Herrn. Dabei hatte er aber noch immer etwas ächt Kriegerisches in seinem ganzen Wesen, und dies mochte wohl der hauptsächlichste Grund sein, daß er immer so leicht mit den Marodeurs und einzelnen, versprengten Schaaren fertig wurde, welche uns manches Mal, aber nicht häufig, belästigten. Daß diese Besuche immer so glimpflich abgelaufen waren, hatte uns leider nur zu sicher gemacht, und mein tapferer, braver Vater kannte überhaupt keine Furcht. Die Mutter freilich warnte manches Mal, und drang oft mit Bitten in den Vater, daß wir uns doch in eine abgelegenere Gegend zurückziehen möchten, um ferneren Belästigungen für immer

überhoben zu sein, — aber der Vater lächelte nur über ihre Besorgnisse, die er für gänzlich überflüssig hielt.

„Sei nur ruhig, Mutter," sagte er immer. „Ein alter Soldat, wie ich, weiß schon mit dem Kriegsvolke fertig zu werden."

„Ach, hätte er nur der guten Mutter Gehör gegeben, es stünde jetzt anders mit mir und uns Allen. Nur eine Stunde von unserem Dorfe entfernt liegt nämlich ein schönes, weites, fruchtbares Thal, das zu den Besitzungen meines Vaters gehörte, aber fast zu nichts Anderem, als zur Weide für das Vieh benützt wurde. Dorthin, meinte die Mutter, sollten wir uns zurückziehen, auch unsere Bauern mitnehmen, und in verborgener Stille das Ende der Kriegswirren abwarten. Und schwerlich wären wir dort aufgestört worden, denn der Eingang zu dem Thale ist nur schwer zu finden, und könnte mit großer Leichtigkeit gegen eine ansehnliche Kriegsmacht vertheidigt werden. Nur auf einem einzigen Punkte ist es zugänglich, und auch dieser Paß, von hohen, mauerähnlichen Sandsteinfelsen eingefaßt, ist kaum sechs Fuß breit, und wäre leicht durch eine Verschanzung unzugänglich zu machen. Aber, wie gesagt, der Vater wollte nichts von den Vorschlägen der Mutter hören, und hielt es für eine Feigheit, sich hinter den schützenden Felsenmauern zu verkriechen.

„Lange Zeit ging auch Alles gut, bis das vernichtende Gewitter doch endlich seine tödtenden Blitze gegen uns schleuderte. Es war am lieben Weihnachtstage, gerade vor dem heiligen Abende, den jedes kindliche Herz mit so großer Freude erwartet und herbei sehnt. Auch bei uns war Alles froh und ohne Sorgen. Meine Schwester, mein Bruder und ich freuten uns, wie eben

Kinder thun, auf den Weihnachtsbaum und auf die schönen Geschenke, die unsere Aeltern darunter ausbreiten würden, als auf einmal ein Bauer in unser Schloß stürmte und die Schreckenskunde brachte, daß eine Streifschaar wilden Kriegsvolkes zu Roß und zu Fuß gegen unser Dorf anrücke. Der Vater nahm die Nachricht ziemlich gleichgültig auf, die Mutter aber war so ängstlich, wie noch nie, und drang flehentlich in den Vater, daß wir die Flucht ergreifen und uns im Silbergrund, — so hieß das entlegene, geschützte Thal, — verbergen möchten. Noch wäre es Zeit, sagte sie, noch könnten wir uns, unsere Habe und das Vieh retten, und was dann auch geschehen möge, wir würden wenigstens dem Aeußersten entgehen, — aber der Vater wies auch jetzt alle Bitten zurück und verließ sich auf seinen Muth und seine oft bewährte Tapferkeit, wie überhaupt auf seinen früheren Kriegerstand.“

„Es sind ja Kameraden,“ sagte er. „Ich werde schon mit ihnen fertig werden!“

„Ach, wir waren seit längerer Zeit nicht von wilden Banden heimgesucht worden, und die jetzt unserem Dorfe sich näherten, gehörten zu den wildesten, die ein langes wüstes Kriegerleben hervorbringt. Eine grimmig aussehende Schaar zu Fuß und zu Roß, in zerlumpten Kleidern, aber mit blanken Waffen, drang in unser Dorf ein, und eine Abtheilung davon, einen wüsten wilden Kerl an der Spitze, besetzte unsern Hof, und brüllte nach dem Hausherrn. Mein Vater trat ihm furchtlos entgegen, und begrüßte ihn mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

„Ihr sollt Alles bekommen, was Ihr gebraucht, Herr Kamerad,“ sagte er zu dem Menschen, dessen

rohes, grimmiges Aussehen uns Allen Schrecken einjagte, — nur bitte ich Euch, haltet gute Mannszucht, und laßt Eure Leute keinen Unfug treiben."

„Oho!" rief der Kerl mit höhnischem Lachen, „meint der Bauer uns Bedingungen vorschreiben zu können? Schlagt den frechen Hund nieder, Leute, und dann hinein in's Haus und ausgeräumt! In einer Stunde muß der Spaß vorüber sein!"

„Ihr werdet das Haus nicht betreten, wie Räuber und Mörder," versetzte mein Vater heftig. „Was Ihr braucht, wird man Euch geben! Hoffentlich habe ich mit ehrlichen Kriegsleuten zu thun, und nicht mit Dieben und Spitzbuben!"

„Hund!" schrie der Kerl und zog eine Pistole aus dem Sattel-Halfter, — „nimm das für deine Unverschämtheit!" Zu gleicher Zeit schoß er die Pistole auf meinen armen Vater ab und streckte ihn todt zu Boden. Nun drangen die wüthenden Buben in unser Haus ein, zerschlugen, verwüsteten Alles, und mordeten, was ihnen entgegentrat. Ich hatte den Degen meines Vaters ergriffen und warf mich den Unmenschen mit einigen Dienern entgegen. Aber was half unsere Verzweiflung gegen ihre Ueberzahl? Ein flacher Hieb mit einem schweren Pallasch warf mich besinnungslos nieder. Meine Mutter, meine Geschwister wurden erbarmungslos niedergehauen. Keiner von der ganzen Dienerschaft wurde verschont, — Alle, Männer und Frauen, wurden getödtet. Mich entriß ein braver alter Knecht, der bis dahin die Wartung der Pferde besorgt hatte, den blutgierigen Mörder-Händen. Im dicken Pulverdampfe schleppte er mich von dem Schauplatze des schrecklichen Gemetzels, und suchte den Saum des

nahen Waldes zu gewinnen. Schon fast am Ziele traf ihn noch eine auf Gerathewohl nachgesandte Musketen-Kugel und zerschmetterte ihm den Rückgrat.

„Flieh', Toni," sagte er noch zu mir mit dem letzten Hauche seines Mundes. „Hinein in den Wald! Die Buben kommen!"

„Entsetzt, verwildert, fast meiner Sinne nicht mächtig, folgte ich seiner Weisung und gewann den schützenden Wald. Ein paar Schüsse knallten mir nach, die Kugeln pfiffen um mich her, aber keine traf mich. Ich rannte in dem Dickicht fort, so weit meine Füße mich tragen wollten, und sank endlich todesmatt unter den entlaubten Bäumen auf einen Haufen trockenes Laub nieder."

„Lange lag ich da und weinte zum Herzbrechen, bis endlich die Dunkelheit kam. Da raffte ich mich auf, und suchte mich zurecht zu finden, in der Absicht, nach dem Dorfe zurückzukehren. Ich brauchte nicht lange zu suchen. Nach der Gegend hin, wo das Dorf lag, war der Himmel von dunkler Gluth geröthet. Ich eilte durch den Wald darauf zu, und als ich in's Freie trat, fand ich meine Vermuthung nur zu traurig bestätigt. Die Mordbuben hatten Feuerbrände in jedes Haus geworfen, und das ganze Dorf stand in lichten Flammen. Ach, es war ein schrecklicher Anblick. Von dem Feinde aber war nichts mehr zu sehen, überhaupt kein lebendes, menschliches Wesen zu entdecken. Ich schlich langsam näher. Nichts regte sich. Nur die Flammen knatterten und knisterten, sonst herrschte überall die Ruhe des Todes. Welch ein trauriger Weihnachtsabend für mich! Mit einem furchtbaren Schlage war mir Alles geraubt und entrissen worden, was ich

liebte: Aeltern, Heimath, Geschwister, Alles, Alles! Ich durchweinte die halbe Nacht, dann schlief ich ein unter freiem Himmel. Am andern Morgen war das Dorf niedergebrannt und nur noch ein Haufen geschwärzter rauchender Ruinen. Mit thränenvollem, bangem Herzen suchte ich umher, um vielleicht noch ein lebendes Wesen zu entdecken, aber ich fand Niemand. Die friedliche Stätte meiner Kindheit war in ein ödes Grab verwandelt worden, kein Herz schlug mehr, das mit mir geweint, mich vielleicht getröstet hätte. Wenige, entsetzliche Stunden hatten mich zu einer Waise, einem Bettler gemacht."

„Drei Tage wartete ich, in der Hoffnung, daß vielleicht Einzelne geflohen wären, wie ich, und zurückkehren würden. Aber auch diese Hoffnung erwies sich als eitel. Was die Feinde nicht getödtet hatten, war von ihnen vermuthlich in Gefangenschaft mitgeschleppt worden. Der Hunger vertrieb mich endlich. Ich schnitt mir einen Wanderstab, warf noch einen letzten Blick auf die Trümmer meines väterlichen Hauses und wendete ihnen dann, vielleicht für immer, den Rücken zu. Seitdem bin ich nun umher geirrt von Dorf zu Dorf, habe mein Brod vor den Thüren gebettelt, und manche Nacht, wenn ich kein anderes Obdach fand, in einem Heuheufen oder in einer Laubhütte geschlafen. Als ich die Thürme Magdeburgs in der Ferne sah, fiel es mir ein, dort eine Zuflucht zu suchen, um mich nach irgend einem Dienste umzusehen, der mir das armselige Leben fristen könnte. Aber auf der Stelle, wo Sie mich fanden, guter Herr, konnte ich nicht mehr weiter. Hunger und Ermüdung hatten meine Kräfte aufgezehrt. Ohne Euren Beistand wäre ich jetzt vielleicht schon todt,

wie ein Hund an der Landstraße gestorben. Es ist schrecklich!“

„Ja, wohl ist es schrecklich, armer Toni, und im innersten Herzen jammert mich deiner,“ sagte der Beschützer des Knaben tief erschüttert. „Aber sei getrost, und suche den Gram über die Vergangenheit zu überwinden. Gott hat dich mir in den Weg geführt, und ich werde dich nicht mehr verlassen. In meinem Hause sollst du eine andere Heimath finden, so lange es mir selber Schutz und Sicherheit gewährt. Aber wir leben freilich in trauriger Zeit, und Niemand kann sagen, daß er gesichert sei vor Untergang und Elend. Was dir geschah, kann in nächster Zeit auch mir geschehen. Das Schwert des Krieges schwebt drohend über unsern Häuptern. Gott allein vermag uns zu schützen, und auf Ihn müssen wir unsere Hoffnung setzen. Magdeburg ist eine starke Festung, aber ein schrecklicher Feind lauert in der Nähe, um wie ein Tiger über sie herzufallen. Der eiserne Tilly ist nicht fern, und jeder Tag kann uns die Kunde bringen, daß er mit gewappneter Hand auf uns einstürmt. Nun, wie der Herr will! Wir müssen uns in Demuth beugen und Seine Beschlüsse erwarten.“

Still trabten Beide weiter, bis sie endlich mit dem Einbrechen völliger Dunkelheit die Stadt erreichten. Sie ritten durch ein langes, gewölbtes Thor auf den breiten Weg, wie damals schon die vornehmste Straße Magdeburgs genannt wurde, und nach wenigen hundert Schritten blieb das Pferd vor einem stattlichen Hause stehen, dessen Fenster zum Theil hell erleuchtet waren.

„Dies ist mein Haus und bis auf Weiteres auch

dein Obdach, lieber Knabe," sagte Toni's Beschützer. „Gott segne deinen Eingang, und lasse dich einen Theil des Glückes darin wiederfinden, das du verloren hast."

Indem wurde die Hausthür geöffnet, ein alter Diener mit einer Laterne trat heraus, und begrüßte ehrerbietig seinen Herrn, während er einen zugleich neugierigen und verwunderten Blick auf den Begleiter desselben warf.

„Dieser Knabe wird in Zukunft bei uns bleiben, Gottschalk," sagte sein Herr zu dem Alten. „Sorge dafür, daß er ein gutes Abendessen bekommt, und bette ihn wohl für die Nacht. Morgen werde ich ihn zu den Meinigen führen, da es für heute doch zu spät ist."

„Sehr wohl, Herr Sparnagel," versetzte der alte Diener, und nahm die Zügel des Pferdes in Empfang

„Geh' mit ihm, mein Sohn," wendete sich Herr Sparnagel zu Toni. „Mein alter Gottschalk wird schon für dich Sorge tragen."

Mit diesen Worten nickte er ihm freundlich zu, und stieg die Treppe zu dem oberen Stockwerk des Hauses hinauf. Toni aber wurde, nachdem das Pferd in den Stall gebracht war, von dem alten Diener in die Küche geführt und mit Speise und Trank reichlich versehen. Als er sich gesättigt hatte, wies man ihm eine Kammer mit einem reinlichen Bett an, und hier schlief er sanft ein, nachdem er ein herzliches Gebet an Gott gerichtet, und Ihm für die günstige Wendung, die sein trauriges Schicksal genommen, aus tiefster Seele gedankt hatte.

Zweites Kapitel.

Ein dankbares Herz hat Gott lieb.

Wohl war es eine eiserne Zeit, welche den armen Toni von Waldow als Bettler in das Haus des reichen Kauf- und Handelsherrn Sparnagel zu Magdeburg geführt hatte. Seit dreizehn Jahren schon wüthete der verhängnißvolle Krieg, der für lange Zeit die Blüthe der Kultur in Deutschland knickte, und unsägliches Elend über seine Bewohner bringen sollte, und noch vermochte Niemand sein Ende abzusehen. Eben damals, als Herr Sparnagel den unglücklichen Toni von der Landstraße mitnahm, und ihm ein schützendes Obdach gewährte, schien sich ein wichtiger Wendepunkt in den Geschicken der deutschen Völker vorzubereiten. Gustav Adolph, der Schwedenkönig, bei welchem die bedrängten Protestanten Hülfe gesucht hatten, war mit einem Heere von dreißigtausend Mann an der deutschen Küste gelandet, und trieb allenthalben, wo er erschien, die Kaiserlichen Truppen vor sich her. Diese günstigen Erfolge des Königs ermuthigten den Administrator des reichen Erzbisthums Magdeburg, den Prinzen Christian Wilhelm von Brandenburg, der wenige Jahre vorher von dem Kaiser in die Acht erklärt und flüchtig worden war, heimlich in einer Verkleidung nach Magdeburg zurückzukehren, wo er ganz plötzlich und unerwartet in der Reichsversammlung erschien, und diese aufforderte, mit Gustav Adolf, zum Schutze des evangelischen Glaubens ein Bündniß zu schließen. Es wurde

ihm nicht schwer, diesen seinen Zweck zu erreichen. Das Gebiet Magdeburgs hatte die zerstörende Wuth der Kaiserlichen Truppen unter Wallenstein's Führung bereits erfahren, und die erlittenen Mißhandlungen waren keineswegs schon vergessen. Es kam zwischen der Stadt und dem Könige ein Vertrag zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige den Durchzug durch ihre Thore und ihr Gebiet gestattete, und dagegen die feste Zusicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Rechten gewissenhaft geschützt zu werden.

Gleich nach Abschluß dieses Vertrages zog der Administrator Christian Wilhelm Kriegsvölker zusammen, und begann die Feindseligkeiten gegen die Kaiserlichen, ehe Gustav Adolf nahe genug war, um ihm wirksamen Beistand leisten zu können. Anfänglich gewann er einige Vortheile, machte einzelne Abtheilungen des Feindes zu Gefangenen, auch etliche kleine Eroberungen, und wußte sogar die Stadt Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung des kaiserlichen Heeres unter Tilly's Anführung nöthigte ihn bald, in aller Eile den Rückzug nach Magdeburg anzutreten, und jetzt schon vermuthlich wäre die Stadt dem Schicksale und den Wechselfällen einer Belagerung ausgesetzt gewesen, wenn nicht Gustav Adolf immer bedeutendere Fortschritte gemacht und sehr wesentliche Erfolge errungen hätte. Schon hatte sich der Graf von Pappenheim der Stadt nicht nur genähert, sondern sogar die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen getrieben; schon schickte sich Tilly, nach einer erfolglosen Aufforderung an den Administrator, die Stadt zu übergeben, ganz ernstlich an, die Festung von allen Seiten einzuschließen, als er die Nachricht erhielt, daß die wich-

Tavla 15.

tige Stadt Frankfurt an der Oder von Gustav Adolf bedrohet würde, und dies veranlaßte ihn, die bereits angefangene Belagerung wieder aufzuheben, und sich eiligst dem Könige von Schweden entgegen zu werfen. Er zog mit seinen Kriegsvölkern davon, aber nicht ohne die Drohung, schrecklicher wiederzukommen, als er davon gegangen.

So standen die Sachen, als Herr Sparnagel seinem Findlinge Schutz unter seinem Dache gewährte. Für den Augenblick hatte sich die drohende Donnerwolke verzogen, und die Stadt durfte ruhiger aufathmen, aber jeden Tag konnte sie zurückkehren und ihre unheilvollen Blitze über die Stadt versenden. Herr Sparnagel wußte dies sehr wohl, und hatte deshalb nicht ohne Grund gesprochen, daß in so schwerer Zeit Niemand vor plötzlichem Elend und Untergang sicher sei. Als vorsichtiger Hausvater hielt er sich auf Alles gefaßt, war auf Alles vorbereitet, und hatte schon längst seine Habe, so viel dies überhaupt möglich und thunlich war, in baares Gold und Edelsteine umgesetzt, welche leicht geborgen und nöthigenfalls auch geflüchtet werden konnten. Der kleine Schatz lag wohl verwahrt im untersten Keller seines Hauses in einem Verstecke, das nicht leicht von irgend einem Spürhunde aufgefunden werden konnte.

Toni mittlerweile befand sich bald sehr wohl in dem kleinen Kreise von Herrn Sparnagels Familie, in die er, nachdem man seine traurigen Schicksale erfahren hatte, freundlich als ein Mitglied derselben aufgenommen worden war. Frau Sparnagel, eine stattliche Frau mit dem gütigsten Herzen, widmete ihm die Liebe einer wahren Mutter, und sorgte für seine Bedürfnisse, als

ob er ihr eigener Sohn wäre. Die kleine sechsjährige Elisabeth, ein hübsches freundliches Mädchen, und das einzige Kind ihrer Aeltern, hieng ebenfalls schon nach wenigen Tagen mit herzlicher Liebe an dem neuen Bruder, welcher sich bei guter Pflege schnell von den Leiden und Entbehrungen der Vergangenheit erholte. Er sah jetzt anders aus, als damals, wo wir ihn mit fast gebrochenem Herzen und todtmüden Gliedern auf der Landstraße fanden. Frau Sparnagel hatte ihn mit sauberer Wäsche und anständigen feinen Kleidern versehen, und nun erst erkannte man recht die Anmuth und Schönheit des Jünglings, welche sich in seinem ganzen Wesen und in den Zügen seines Antlitzes aussprach. Mehr noch, als die äußere Schönheit, gewann ihm aber seine Gutmüthigkeit und sein artiges Benehmen die Herzen seiner Wohlthäter. Man brauchte nur in seine offenen, treuen Augen zu blicken, um gleich die feste Ueberzeugung zu gewinnen, daß hinter diesen Spiegeln der Seele kein Falsch lauere, und Toni empfand auch in der That und in Wahrheit die innigste Dankbarkeit für diese guten Menschen, die ihn wie ein Kind des Hauses bei sich aufgenommen hatten, und keinen heißeren Wunsch hegte er in seinem Herzen, als daß er einmal im Stande sein möchte, alle empfangene Liebe und Güte im reichsten Maße zu vergelten.

Dazu war nun freilich vor der Hand keine Aussicht vorhanden, doch machte er sich im Hause Herrn Sparnagels so nützlich, als möglich, und strebte ernstlich danach, das Wohlwollen, welches ihm so uneigennützig gewährt wurde, durch sein Betragen zu verdienen. Er spielte mit der kleinen Elisabeth, und erzählte ihr schöne Geschichtchen und Sagen, die er in glücklichen Tagen

aus dem Munde seines Vaters vernommen hatte; für Herrn Sparnagel besorgte er allerhand kleine Geschäfte, die ihm aufgetragen wurden, mit großem Eifer und Geschick, und seiner zweiten Mutter sah er jeden Wunsch an den Augen ab, und suchte ihn mit wahrhaft rührender Beeiferung zu erfüllen.

So schwanden ihm die Tage in traulicher Gemeinschaft mit seinen liebevollen Wohlthätern dahin, und Toni wünschte nur, daß es doch immer so bleiben möge, als plötzlich wieder der dumpfe Donner eines nahenden schweren Geschickes vernehmbar wurde, und Aller Herzen mit banger Sorge um die nächste Zukunft erfüllte. Der Kaiserliche Feldmarschall Tilly hatte Frankfurt an der Oder nicht entsetzen können, und man hörte die Kunde, daß er zornig, wie ein gereizter Löwe zurückkehre, um seinen Grimm an der Festung Magdeburg auszutoben.

Es war ein unfreundlicher, stürmischer Abend in den ersten Tagen des Märzes, im Jahre 1731, als Herr Sparnagel aus einer Sitzung des Magistrates, in welchem seine Stimme zu den gewichtigsten zählte und nicht selten in schwierigen Fällen den Ausschlag gab, nach seinem Hause auf dem breiten Wege zurückkehrte: düster, wie der Wolkenhimmel draußen, zeigte sich seine Stirn, und ein schwerer Ernst blickte aus seinen dunklen Augen, als er neben seiner Gattin und seinen Kindern am freundlich brennenden Kaminfeuer Platz nahm. Erschrocken über sein ungewöhnlich finsteres Aussehen, ergriff die Gattin seine Hand, und blickte ihn mit liebevoller Besorgniß zärtlich an.

„Dir ist etwas Störendes oder wohl gar Trauriges begegnet, lieber Mann," sagte sie. „Dürfen wir

es nicht erfahren? Getheiltes Leid ist halbes Leid, und gern will ich die Hälfte deiner Bekümmernisse auf mich nehmen, wie es einer treuen Gattin und Hausfrau geziemt.“

„Wohl ist es Zeit, daß sich die Herzen eng und enger an einander schließen, denn ich fürchte, daß eine schwere Zeit uns in nächster Nähe bevorsteht,“ versetzte Herr Sparnagel. „Kaum läßt sich noch daran zweifeln, daß Tilly mit großer Heeresmacht gegen Magdeburg heran rückt, und eine Belagerung der Stadt mit allen ihren Schrecken ist dann ganz unvermeidlich.“

„Gott wird auch in den Zeiten der Gefahr mit uns sein, lieber Mann,“ tröstete die fromme Frau. „Und müssen wir denn gleich das Schlimmste befürchten? Magdeburg ist eine starke Veste, und wenn es dem gewaltigen Wallenstein nicht gelang, sie zu brechen, so mag es auch dem furchtbaren Tilly mißlingen. Wall und Graben schirmen uns, und der edle Gustav Adolf ist ja nicht mehr so fern, daß er nicht in wenigen Tagen uns zu Hülfe eilen könnte, im Falle es nöthig sein sollte. Aber ich fürchte dies nicht. Du selbst hast mir ja versichert, daß unsere Besatzung vom besten Geiste beseelt wäre, und die Bürger Magdeburgs sind tapfere Männer, die muthig das Schwert führen werden, wenn es gilt, Weib und Kind, Haus und Hof vor dem Grimme des Feindes zu schützen.“

„Das ist wohl wahr,“ erwiederte Herr Sparnagel mit einem entmuthigenden Kopfschütteln, — „aber dennoch fürchte ich Alles, und bange Ahnungen lasten schwer auf meiner Seele. Die Besatzung ist tapfer und der Muth unserer wackeren Bürger darf nicht bezweifelt werden. Aber das Heer des Feindes ist uns

dreifach und mehr an Stärke überlegen, und Tilly gilt mit allem Rechte für einen kriegskundigen und gewaltigen Führer. In hundert Schlachten hat er den Sieg errungen, — sollte das Glück vor den Mauern Magdeburgs ihm treulos werden? Ach, ich möchte wünschen, du, liebe Frau, und unsere kleine, zarte Elisabeth, Ihr wäret weit weg von hier und in Sicherheit. Ich glaube in der That, es wäre das Beste, wenn Ihr flüchtetet, und den kleinen Schatz, den wir im Keller verborgen haben, mit Euch nähmet. Mag dann geschehen, was Gott will, — wenn ich über Euer Schicksal beruhigt sein kann, so fürchte ich für mich nichts mehr."

Mit sichtbarer Unruhe und Verwunderung hatte Frau Sparnagel diese Worte vernommen, und schmiegte sich jetzt dichter an ihren Gatten.

„Unmöglich kann ich glauben, daß du im Ernste so sprichst," sagte sie. „Ich sollte mich von dir losreißen in den Zeiten der Gefahr? Nimmermehr! Gott hat unsere Schicksale mit einander verbunden, und ich würde es als einen Frevel erachten, das meinige von dem deinen zu trennen. Mit dir zusammen Glück und Leid, mit dir zusammen Leben und Tod, je nach dem Willen des Herrn. Ich bin dein treues Weib und treu will ich an deiner Seite ausharren, was auch geschehen und welches Schicksal über uns hereinbrechen möge!"

„Das ist gesprochen, wie eine ächte deutsche Frau zu ihrem Manne sprechen muß," sagte jetzt die tiefe, wohlklingende Stimme eines stattlichen Mannes, welcher während der Unterhaltung unbemerkt in die Stube getreten war.

Toni sah auf, und erblickte eine hohe, kräftige Gestalt von kriegerischem Aussehen, mit einem bärtigen Gesicht mit klug blickenden Augen, die mit dem Ausdruck hoher Achtung auf den bewegten Zügen der Frau Sparnagel ruhten.

„Ich sage, Ihr habt recht, Frau," fuhr der Mann fort, „und Euer Gemahl würde nicht wohl thun, Euch in die Fremde zu schicken."

„Oh, Herr Dietrich von Falkenberg, Ihr wißt nicht, was es heißt, Weib und Kind von Noth und Gefahr bedrohet zu sehen," sprach jetzt Herr Sparnagel, indem er aufstand, und dem Gaste die Hand zum Gruße bot, während die Anderen sich vor demselben verneigten. „Gewiß zweifelt Ihr aber eben so wenig daran, als ich, daß uns binnen Kurzem eine harte Belagerung bevorsteht, und was dies bedeuten will, wißt Ihr, als erfahrener Krieger und Feldhauptmann Gustav Adolfs von Schweden besser, als ich, denn Eurer Tapferkeit und Umsicht hat ja der edle König die Vertheidigung Magdeburgs anvertraut."

„Und vertheidigen werde ich die Stadt bis zu meinem letzten Blutstropfen," versetzte Falkenberg mit ernster Miene. „Aber für jetzt sind wir noch keineswegs bedrängt, und haben auch noch keinerlei zuverlässige Nachrichten empfangen. Wer weiß, vielleicht zieht das drohende Gewitter noch einmal vorüber, besonders wenn es meinem Kriegsherrn und Könige gelingen sollte, ein Bündniß mit dem Fürsten von Churbrandenburg und Sachsen abzuschließen. Gestatten sie ihm ungehinderten Durchzug durch ihre Lande, dann wird Tilly sich schwerlich mit einer Belagerung aufhalten."

„Wenn aber doch, Herr Feldhauptmann?" entgeg-

nete Sparnagel hartnäckig. „Welche Sorge um Weib und Kind!“

„Würdet Ihr weniger sorgen, Herr, wenn Ihr sie von Euch entferntet?“ erwiederte Falkenberg. „Wo fänden sie jetzt in dem zerrütteten Deutschland irgend welchen Schutz oder Sicherheit? Die Kriegswoge wälzt sich heute hierhin, morgen dahin, Niemand kann sagen, welche Richtung sie einschlagen wird. Wo könnte Eure Gattin sicherer sein, als grade hier in dieser starken Veste hinter Wall und Mauern, die wir mit unserem Herzblute vertheidigen müssen, vertheidigen werden. Nein, Herr Sparnagel, Eure Gattin hat recht, und sie thut wohl daran, Euch nicht zu verlassen.“

Der Kaufherr schien von den Gründen seines kriegskundigen Freundes überzeugt zu sein, denn er machte keine Einwendungen weiter.

„Sei es denn,“ sagte er, und reichte seiner Gattin die Hand, — „treu verbunden also in Noth und Tod!“

Ein Blick treuer Liebe und herzlichen Einverständnisses strahlte aus Beider Augen, und ein fester Druck der verbundenen Hände prägte der Entscheidung das Siegel auf.

„Aber, Herr Feldhauptmann,“ wendete sich Sparnagel jetzt wieder zu Dietrich von Falkenberg, — „Ihr seid jedenfalls zu so später Stunde nicht zu mir gekommen, um Richter zu sein zwischen meiner guten Frau und mir. Was führt Euch zu mir? Kann ich Euch in irgend Etwas dienlich sein? Ihr wißt wohl, daß Ihr über mich und meine Habe verfügen könnt nach Gefallen.“

„Es ist in der That ein besonderer Grund vorhanden, der mich zu Euch führt, Herr Sparnagel,“ ver-

setzte Falkenberg. „Wir sind seit einiger Zeit ohne genaue Nachrichten über die Stellung und die Stärke des Feindes, und doch wäre es von hoher Wichtigkeit, darüber eine bestimmte und zuverlässige Kunde zu erhalten. Könnt Ihr mir nicht eine Person empfehlen, auf deren Treue, Klugheit und Gewandtheit man sich verlassen kann? Ich bedarf eines solchen Mannes als Kundschafter, und da seine Sendung nicht ohne Gefahr ist, so soll er nach glücklich vollbrachtem Auftrage bei seiner Rückkehr eine reiche Belohnung erhalten, Ihr kennt viele Leute hier im Orte, und darum wende ich mich an Euch. Ich bitte, besinnt Euch, Herr.“

Herr Sparnagel wiegte bedächtig den Kopf hin und her.

„Gewandt, klug und treu, das sind Eigenschaften, die man selten vereinigt findet,“ sagte er. „So gern ich Euch dienen möchte, Herr von Falkenberg, fürchte ich doch, daß dieß nur ein Wunsch bleiben wird. Ich kenne in der That Niemanden, dem ich Geschicklichkeit genug zutraue, Euren Auftrag erfolgreich durchzuführen. Außerdem, wer will sich der Gefahr aussetzen, als Spion gefangen zu werden? Schwerlich, schwerlich werdet Ihr finden, was Ihr sucht, Herr!“

„Das sollte mir sehr leid thun, denn ein großer Theil der Sicherheit der Stadt hängt davon ab,“ erwiederte Falkenberg. „Nur, wenn ich bestimmt weiß, wo der Feind steht und wie stark er ist, kann ich entscheidende Maßregeln ergreifen. Darum, noch einmal bitte ich, Herr Sparnagel, besinnt Euch auf einen zuverlässigen Menschen!“

„Der Kaufherr sann hin und her, rieb sich die Stirn, schüttelte aber doch immer wieder den Kopf. Toni

hatte der Unterredung mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht, und Röthe und Bläße hatten mehrmals auf seinem hübschen Gesichte gewechselt. Jetzt stand er plötzlich auf, und wendete sich an Dietrich von Falkenberg.

„Herr Feldhauptmann," sagte er, — „ich weiß nicht, ob ich klug und geschickt genug bin, den Kundschafter zu machen, aber von meinem guten Willen, an Muth und Treue wollte ich es gewiß nicht fehlen lassen. Vertrauet mir, und ich will keine Gefahr scheuen, um sichere Nachrichten zu erlangen."

Falkenberg maß den schlanken Jüngling mit dem offenen treuen Auge von oben bis unten, und nickte wohlgefällig.

„Wer ist er?" fragte er Herrn Sparnagel.

„Mein Pflegesohn," erwiederte dieser rasch. „Er ist brav durch und durch, aber ich werde es niemals zugeben, daß er sich in eine solche Gefahr begibt."

„Oh, ich glaube nicht, daß die Gefahr so sehr groß ist," sagte Toni. „Wer achtet groß auf einen so jungen, unbedeutenden Burschen, wie ich bin? Ich schleiche mich wohl überall durch, und habe mir auch schon eine Verkleidung und eine Rolle ausgesonnen, die ich spielen will."

„Und was für eine Rolle wäre das?" fragte Falkenberg.

„Ei, ich verkleide mich als einen Bauern-Jungen, und schaffe mir ein Wägelchen mit einem Esel an, versetzte Toni. „So suche ich mich in das Lager des Feindes einzuschleichen, und wenn einer mich anhält, so gebe ich mich für eine Waise aus, die ich ja auch bin, erzähle, daß ich durch den Krieg Eltern und

Heimath verloren habe, und nun mein Leben durch einen kleinen Handel mit Wein und Proviant zu fristen suche. Das wird man mir leicht glauben, und mich gewiß nirgends anhalten.“

„Der Einfall ist vortrefflich,“ sagte Falkenberg wohlgefällig. „Wenn du wirklich so treu und gewandt bist, wie du mir klug scheinst, so kann ich keinen besseren Kundschafter finden. Verkleidung, Esel, Wägelchen, Wein und Proviant werde ich dir verschaffen, und wenn du mit sicheren Nachrichten glücklich zurückkehrst, so soll es auch an der versprochenen Belohnung nicht fehlen.“

„Oh, nichts davon, ich bitte, Herr Feldhauptmann,“ erwiederte Toni rasch. „Nicht um Lohneswillen wage ich mein Leben, sondern aus Liebe und Dankbarkeit für meine guten Pflege-Eltern, die mich in ihr Haus und an ihr Herz genommen haben. Ich freue mich, ihnen einen Dienst leisten zu können, denn ihnen kommt ja auch zu gut, was der ganzen Stadt und Festung frommt. Laßt mich ziehen, Herr! Ich will gewiß mein Bestes thun, und wenn ich auch mein Leben dabei einbüße, was schadet es? Ob ich armer Junge auf der Welt bin, oder nicht, das ist ja ganz gleich.“

„Nein, Toni, ich lasse dich nicht fort,“ fiel jetzt Herr Sparnagel ein. „Du weißt nicht, was du wagst, und ich, dein Pflegevater darf nicht zugeben, daß du blind in einen Abgrund hinein rennst. Du bleibst, ich befehle es.“

„Oh, mein guter, lieber Pflegevater, Ihr werdet mich so tief nicht kränken wollen,“ versetzte Toni. „Ihr habt mir das Leben gerettet, — Euch und den Eurigen bin ich es schuldig. Denkt, Herr, welche Freude für mich, wenn ich etwas zur Sicherheit meiner guten

Pflegemutter beitragen könnte! Ich weiß es, Gott wird mit mir sein und mich schützen, denn Er hilft immer denen, die auf guten Wegen wandeln. Darum laßt mich ziehen, und fürchtet nichts für mich, denn Gott ist überall bei mir.“

Dietrich von Falkenstein unterstützte lebhaft und mit guten Gründen die Forderung Toni's, und Herr Sparnagel mußte endlich nachgeben.

„So gehe denn mit Gott,“ sagte er zu dem hochherzigen Knaben. „Unser Aller Gebete werden dich begleiten, und unsere Liebe wird überall mit dir sein. Wann muß er aufbrechen, unser braver Toni, Herr Feldhauptmann?“

„Je eher, je lieber,“ erwiederte Falkenberg. „Jede Stunde, die wir gewinnen, ist von hoher Wichtigkeit. Was der Knabe zu seiner Verkleidung bedarf, kann leicht und schnell herbeigeschafft werden. Morgen also mit dem Frühesten mag er aufbrechen. Wenn Ihr nichts dagegen habt, nehme ich ihn gleich mit in meine Wohnung.“

Da man einmal den Beschluß gefaßt hatte, Toni ziehen zu lassen, so beseitigte Falkenberg leicht alle Einwendungen gegen seinen Vorschlag, und Toni gab freudig seine Bereitwilligkeit zu erkennen, dem Feldhauptmann zu folgen. Er nahm Abschied von seinen Pflege-Eltern und der kleinen Schwester Elisabeth. Frau Sparnagel schloß ihn in ihre Arme und küßte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit.

„Du bist ein guter Sohn, und ein treues, dankbares Herz,“ sagte sie innig, — „dich wird Gott nicht verlassen!“

Herr Sparnagel reichte ihm die Hand, und schüt-

telte die seinige herzlich. „Der Herr sei mit dir,“ sprach er feierlich. „Und was auch geschehen möge, unsere Liebe wird dir bleiben bis zum letzten Pulsschlage.“

Zuletzt umarmte Toni die kleine Elisabeth, und herzte und küßte sie. Dann, mit einem letzten zärtlichen Blicke auf alle Mitglieder der Familie riß er sich los, und eilte an der Seite des Feldhauptmanns Falkenberg durch die stillen, nächtlichen Straßen in dessen Quartier.

„Ich danke dir, Gott,“ betete er, als er zu kurzem Schlummer das ihm angewiesene Lager eingenommen hatte, — „von Grund meines Herzens danke ich dir, daß du mir vergönnst, denen einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, die ich von ganzer Seele liebe und verehre! In deinem Schutze werde ich wandeln, mein Gott und Vater! Wenn du bei mir bist, was sollte mich schrecken, und was müßte ich fürchten?“

Drittes Kapitel.

Der Kundschafter.

Die Dämmerung kämpfte noch mit den Schatten der Nacht, als ein junger, schmucker Bauerbursch aus dem nordöstlichen Thore Magdeburgs schritt, und hier von einer Schildwache angerufen wurde. Er ging neben einem Wägelchen einher, das mit einer Lein-

wandplane bedeckt war, und von einem kräftigen Esel gezogen wurde. Der Bursche, in gewöhnliche Bauernkleidern von grobem Tuche eingehüllt, gab keine Antwort auf den Anruf der Schildwache, und diese war eben im Begriff, mit gefälltem Gewehr dem Jungen einigen Respekt einzuflößen, als ein hoher, stattlicher Mann, in einen langen Mantel gehüllt, auf sie zutrat, und den Mantel über der Brust ein wenig auseinander schlug. Eine schwedische Uniform, blau mit Gelb, wurde sichtbar, und eine reiche Goldstickerei blitzte dem Soldaten in die Augen, der sofort sein Gewehr anzog, und in strammer Haltung vor dem Officier stehen blieb.

„Kennst du mich?“ fragte dieser.

„Zu Befehl, Herr Feldhauptmann von Falkenberg!“ erwiederte der Soldat.

„Gut! So öffne jetzt die Pforte, und laß diesen jungen Burschen ungehindert passiren.“

Der Soldat gehorchte ohne Widerrede, und Toni, — ihn haben wir schon in seiner Verkleidung erkannt, — trieb den Esel durch die Pforte hinaus. Falkenberg blieb ihm zur Seite, und es zeigte sich bald, wie nothwendig dieß sei, denn noch an mehreren Punkten wurde der Bauerbursche mit seinem Wägelein angehalten, und durfte erst nach einem ausdrücklichen Befehle seines Begleiters weiter fahren. Endlich erreichte man die letzten Außenwerke der Festung, und hier verabschiedete Falkenberg seinen Kundschafter.

„Gott sei mit dir, Knabe, auf allen deinen Wegen, und in aller Gefahr und Noth,“ sagte er herzlich, und schüttelte ihm die Hand mit kräftigem Drucke. „Du verdienst es, daß eine höhere Hand dich beschützt,

und so glaube ich zuverlässig, daß in keiner Lage der Schutz des Herrn dir fehlen wird. Sei nicht allzu kühn, und vergiß nicht die Vorsicht!“

„Verlaßt Euch darauf, Herr Feldhauptmann, daß ich mein Bestes thun werde, Euren Auftrag zu erfüllen,“ versetzte Toni treuherzig. „Ich habe keine Furcht, aber trotzdem werde ich doch die Augen offen halten, damit ich ungefährdet zu Euch zurückkehren kann. Ohne Dieses wäre ja meine Sendung nutzlos und überflüssig. Also auf Wiedersehen, Herr, und ich bitte, grüßt mir auch noch tausend Mal meine theuren Pflege-Eltern und meine kleine liebe Schwester Elisabeth. Und nun — he, vorwärts, mein Grauchen! Wir müssen heute noch ein gutes Stück Weges zurücklegen!“

Noch ein letzter Wink des Abschiedes, und das Wägelchen rollte munter über die Landstraße davon. Toni war wieder allein, fern von Allen, die er liebte, allein auf sich selbst, auf seine Klugheit, Umsicht und Wachsamkeit angewiesen. Aber er fühlte sich weder einsam, noch muthlos oder verlassen. Er wußte, die besten Wünsche seiner Wohlthäter und ihre Gebete begleiteten ihn, und außerdem fühlte er sich freudig erhoben und seine Seele von einem edeln Stolze erfüllt, weil man ihn für würdig erachtet hatte, einen Auftrag von unzweifelhaft großer Wichtigkeit auszuführen.

So zog Toni wohlgemuth seines Weges, und mehrere Tage vergingen, ohne daß ihm irgend Etwas von Wichtigkeit begegnet wäre. Nachts pflegte er in irgend einem kleinen Dorfe zu bleiben, und wenn man sich darüber verwunderte, daß er noch so jung schon abenteuerlich im Lande umherzog, so erzählte er sein Geschichtchen, welches ohne Weiteres auf Treu und Glauben

hingenommen wurde, da Vorkommnisse ähnlicher Art in jenen waffenklirrenden, eisernen Zeiten durchaus nichts Seltenes waren. Man bedauerte und bemitleidete ihn, schenkte ihm wohl auch einen Theil der Zeche, und am nächsten Morgen zog er dann weiter, immer in der Richtung nach Frankfurt an der Oder, wo er zuerst auf das Heer des Feldmarschall Tilly stoßen mußte.

In der That, je weiter er, immer unbeläſtigt, vordrang, desto sicherere Nachrichten konnte er über das Feldlager des Feindes einziehen, und eines Abends, als er bei hereinbrechender Dunkelheit ein Dorf erreichte, wo er sein Nachtlager zu nehmen gesonnen war, traf er in der Schenke ein Häuflein Soldaten vom Kaiserlichen Heere, die er sofort als Pappenheim'sche Küraſsiere erkannte. Sie saßen im Kreise um einen großen, eichenen Tisch herum, aßen und tranken, und schienen überhaupt lustig und guter Dinge zu sein. Ein alter Wachtmeister mit großem Barte und tief gebräuntem Gesicht, das von mancher Narbe durchfurcht war, führte den Vorsitz, und erzählte den jüngeren aufhorchenden Genossen von seinen früheren Feldzügen in Böhmen, wo er freilich manches Ungemach erduldet, und manches blutige Gefecht und Abenteuer erlebt haben mochte.

Toni trug nicht das geringste Bedenken, in die Schenkstube einzutreten. Ohne Scheu und Furcht ging er hinein und dicht an dem Tisch vorbei, an welchem die wilden Kriegsgesellen zechten. Niemand achtete auch auf ihn, außer der alte Wachtmeister, dessen scharfes, ringsum rollendes Auge sofort den neuen Ankömmling erblickte, und mit bohrendem Ausdrucke auf ihm haftete. Er unterbrach seine Erzählung, und gab Toni einen

Wink, hervor zu treten. Toni gehorchte auf der Stelle, denn er wußte wohl, daß Furchtlosigkeit und Keckheit seine besten Schutzwaffen waren.

„He, wen haben wir denn da?“ sagte der alte Wachtmeister mit einer rauhen, wenn auch nicht grade unfreundlichen Stimme, nachdem er Toni von oben bis unten scharf gemustert hatte, eine Musterung, die der kühne Bursche übrigens standhaft aushielt, ohne die geringste Verlegenheit zu verrathen. „Woher des Weges, Bürschchen?“

Toni gab seine kleine Geschichte zum Besten, schilderte ganz nach der Wahrheit die Zerstörung seiner Heimath, und sprach dann ganz offen seine Absicht aus, sich dem kaiserlichen Heere anzuschließen, um dort Marketender-Dienste zu leisten. Die Erzählung, in frucht-loser und unbefangener Weise vorgetragen, schien den alten Wachtmeister zu befriedigen. Wenigstens milderte sich die Strenge seiner wettergebräunten Züge, und er klopfte Toni zutraulich auf die Achsel.

„Ja, ja, die Kriegs-Furie streichelt nicht mit Sammetpfötchen,“ sagte er fast mitleidig. „Mord und Brand sind ihre wilden Gesellen, und Armuth und Elend ihr Gefolge. Da trink einmal Bürschchen, und vergiß, was nicht zu ändern ist. Bist ein gescheidter Junge, daß du zur Armee gehst, denn in so eiserner Zeit ist nur beim Soldaten-Leben Glück und Heil. Wenn du erst größer und stärker wirst, schwörst du den Fahneneid, und ist dir dann Fortuna hold, kannst du es noch weit bringen, wohl gar zum Officier. Besser Hammer, als Ambos. Jetzt ist der Soldat der Hammer, und weidlich klopft er auf Bürger und

Bauer ein, die sich zum Ambos hergeben müssen. Trink, mein Sohn!“

„Auf Euer Wohl, gestrenger Herr Wachtmeister,“ sagte Toni keck und führte den ihm dargereichten Becher an die Lippen. Als er getrunken, verneigte er sich dankend, und zog sich still wieder in den Hintergrund des Zimmers zurück, wo er von nun an nicht weiter beachtet wurde.

Trotz der glücklich erstandenen Prüfung klopfte sein Herz stärker als gewöhnlich, denn er wußte recht gut, daß es um ihn geschehen gewesen wäre, wenn man das geringste Mißtrauen gegen ihn geschöpft hätte. Gleichwohl dachte er nicht daran, das Gemach zu verlassen, denn er vermuthete nicht mit Unrecht, daß er aus den Gesprächen der Soldaten Manches würde entnehmen können, was seinen Zwecken dienlich sein konnte. So drückte er sich dann still in seine Ecke, und lauschte auf jedes Wort, was an dem Tische gewechselt wurde.

Seine Hoffnung wurde jedoch nur unvollständig befriedigt, und er entnahm eben nur aus den Gesprächen, daß Tilly in der That die Absicht habe, Magdeburg von Neuem einzuschließen, und die Belagerung mit allen Kräften, die ihm zu Gebot standen, schnellmöglichst zu beginnen, und zu einem raschen Ende zu führen.

„Da wird es Beute geben,“ meinte der alte Wachtmeister. „Die Ketzerstadt ist reich, wie keine mehr in deutschen Landen, und unser grimmiger Korporal, der alte Tilly, hat geschworen, es solle kein Stein darin auf dem andern bleiben.“

„Ja, wenn wir's erst haben,“ sagte ein Anderer. „Es ist eine starke Festung, und Mancher mag sich erst

den Schädel an ihren Wällen einrennen, ehe wir hineinkommen. Wer weiß, ob wir nicht wieder unverrichteter Dinge abziehen müssen, wie vor sechs Wochen."

„Oho, da kennst du den Tilly schlecht, Kamerad," entgegnete der Wachtmeister, und strich seinen langen grauen Schnurrbart. „Was der geschworen hat, das hält er, und Magdeburg muß unser werden, und wenn der Teufel selber darin steckte und es vertheidigte. Wer in hundert Schlachten Sieger war, wird sich nicht vor ein paar lumpigen Mauern und Gräben fürchten. In vierzehn Tagen spätestens sind wir dort, dann heißt's, eingeschlossen von allen Seiten, Batterien aufgeführt, Bresche geschossen, und endlich, Hurrah, Sturm, niedergeworfen, was entgegen steht, Feuer in die Häuser, Mord, Brand, Plünderung, — das wird eine Lust geben, wie ich sie mein Lebtag noch nicht gehabt habe, obgleich ich schon an die dreißig Jahre den Pallasch führe. Hurrah, sag' ich, die Stadt ist schon so gut, als unser, denn der Tilly will es, und was der einmal will, das setzt er durch trotz Teufel und Tod!"

„Hurrah!" schrieen auch die Uebrigen, die Becher klirrten, Alles tobte wild und wirr durcheinander, und von jetzt an wurden kaum noch einige zusammenhängende Worte gesprochen. Der Wein benebelte vollends die schon aufgeregten heißen Köpfe und Toni hielt es für das Beste, sachte davon zu schleichen, und sein Nachtlager auf ein paar Bündeln Heu in dem Stalle zu nehmen, wo er bei seiner Ankunft seinen Esel und den Karren untergebracht hatte. Auch bis hierher noch schallte das Toben, Schreien und Brüllen der trunkenen Kriegsknechte, und ließ ihn lange nicht zum Einschlafen kommen. Seinen Kopf in die Hand ge-

stützt, lag er mit offenen Augen da, und überlegte, was er ferner beginnen solle. So viel wußte er nun mit Bestimmtheit, daß Magdeburg wirklich das Ziel sei, welches Tilly sich auserkoren hatte, aber mit welchen Mitteln der Angriff geschehen sollte, hatte er aus den verworrenen Gesprächen der Küraſſire nicht genau erfahren können. Darum faßte er den Entschluß, noch einen oder ein paar Tage auszuharren, sich mitten unter die Armee zu begeben, und dort, wo möglich, etwas Näheres und Bestimmteres in Erfahrung zu bringen. Eines hatte er noch erlauscht, nämlich daß Tilly mit seinem Hauptquartier nur etwa drei Stunden von dem Dorfe in der kleinen Stadt Genthin verweilte, und dorthin wollte er auf jede Gefahr hin am folgenden Tage aufbrechen.

Gegen Mitternacht verstummte allmählig das Toben der Reiter, und endlich wurde Alles still im Hause. Toni schlief ein, und erwachte mit der Tageshelle des andern Morgens. Das Stampfen der Rosseshufen und Waffengeklirr hatten ihn aufgeweckt, und als er aufstand und vorsichtig durch eine Spalte in der Thür des Stalles lugte, sah er, daß die Küraſſiere, welche gestern Abends so wacker gezecht hatten, eben ihre Pferde bestiegen und zum Aufbruch gerüstet waren. Um den Marketender-Jungen kümmerte sich Niemand, und Niemand fragte auch nur nach ihm. Die Soldaten gaben ihren Pferden die Sporen, und trabten in fest geschlossenen Gliedern, den Wachtmeister an der Spitze, in die frische Morgenluft hinaus.

„Gut, daß sie fort sind,“ murmelte Toni vor sich

hin. „Wenn sie mich erblickt hätten, wäre ich vielleicht nicht so leichten Kaufes, wie gestern, davon gekommen.“

Er tränkte seinen Esel, warf ihm Futter vor, putzte und striegelte ihn, und setzte Alles zur Weiterfahrt in Bereitschaft. Dann trat er aus dem Stalle und begrüßte den Wirth, welcher im Hofthore stand, und der abziehenden Reiterschaar mit betrübten Blicken nachschaute.

„Sind sie fort auf Nimmer-Wiederkehr?“ fragte Toni.

„Gott mag es geben,“ versetzte der Mann. „Es ist ein wildes Volk, das Kriegsvolk, und ich kann noch von Glück sagen, daß sie mir nur Keller und Vorrathskammer geleert, nicht aber das Haus über dem Kopfe angezündet haben. Willst du auch jetzt aufbrechen, Bürschchen?“

„Ja, Herr, die Zeit drängt, und ich möchte, wo möglich, vor Mittags nach Genthin kommen,“ versetzte Toni.

„Nach Genthin? In das Hauptquartier des eisernen Tilly?“ sagte der Wirth ganz erschrocken.

„Nun ja, warum denn nicht?“ entgegnete Toni lächelnd. „Als Markedenter muß ich doch bei der Armee sein.“

„Ja freilich, als Markedenter,“ sagte der Wirth. „Also gehörst du zu ihnen?“

„Zu wem sonst, Herr?“ Würde ich hier sein, wenn ich zu wem anders gehörte? Was bin ich schuldig für Nachtlager und Zeche?“

„Pah! Schweig davon!“ erwiederte der Wirth abwehrend. „Wenn ich dir heute die Zeche machte, könnte es dir ein anders Mal bei Gelegenheit in den

Sinn kommen, sie mir zu machen! Nein, nein, wir wollen's zu dem Andern schreiben, und du — zieh' hin in Frieden. Hast ja ohnehin nichts verzehrt, was der Rede werth wäre!"

Toni lächelte über die Furcht des Wirthes, der keine Forderung zu machen wagte, weil er seinen Gast wirklich für einen Markedenter des kaiserlichen Heeres hielt, der sich gelegentlich rächen könnte. Doch hütete er sich wohl, ihm Zahlung aufzudringen, weil dies leicht hätte Verdacht erregen können, und zog nach einem „schönen Dank" mit seinem Eselein von dannen.

Je mehr er sich dem Hauptquartier des Heeres näherte, desto mehr kriegerisches Leben und Treiben gewahrte er auf der Landstraße. Einzelne Trupps Reiter und Fußvolk, auch eine Anzahl schwerer Geschütze begegnete ihm, und er mußte öfter als einmal von der Straße zur Seite fahren, um die Soldaten vorüber ziehen zu lassen. Doch wurde er weiter nicht von den Leuten belästigt, oder gar angehalten und ausgefragt, und dieser Umstand bestärkte mehr und mehr seine Zuversicht, daß er sich völlig unbemerkt in die Stadt werde einschleichen können. Wohlgemuth kam er am Thore an, und war schon kecklich bei einer dort aufgestellten Schildwache vorüber gefahren, als ihm plötzlich ein lautes „Halt" nachschallte, und fast im gleichen Augenblicke der Griff einer kräftigen Hand seinen Kragen packte.

„Halt, Junge!" sagte die Schildwache, ein rauher Kriegsknecht, — „wie kannst du dich unterstehen, ohne Meldung vorbei zu schleichen?"

„Ich habe nicht gewußt, daß eine Meldung nöthig wäre," versetzte Toni, der den ersten Schrecken rasch

zu überwinden und eine möglichst gefaßte Haltung zu zeigen suchte. „Laßt mich nur los, Kamerad! Ihr seht ja, daß ich nur ein armer Markedenter-Junge bin.“

„Das kann ein Jeder sagen,“ brummte der Soldat. „Zu welchem Regimente gehörst du?“

Toni war in tödtlicher Verlegenheit. Welches Regiment sollte er angeben? Er wußte nicht, und konnte nicht wissen, was für Besatzung in der Stadt lag. Nannte er ein Regiment anderer Garnison, so war er verloren. Da, noch zu rechter Zeit, denn die Schildwache blickte schon mit einem gewissen Mißtrauen auf ihn, erinnerte er sich der Reiter vom gestrigen Abend, und sagte dreist:

„Zu den Pappenheim'schen gehöre ich, zu den Küraßtren!“

„Du lügst, Halunke,“ donnerte der Soldat ihn an. „Die Pappenheimer liegen gar nicht hier im Quartier.“

„Aber sie werden bald kommen,“ versetzte Toni keck. „Vor kaum einer Stunde muß ein Wachtmeister mit zwanzig Mann eingeritten sein. Ich konnte ihnen nicht schnell genug folgen, und darum komm' ich etwas später.“

„Ah so, Donnerwetter, ja, das ist richtig,“ erwiederte die Schildwache, und ließ den Rockkragen los. „Warum hast du das nicht gleich gesagt, Bursche?“

„Ließet Ihr mich denn zu Worte kommen, Kamerad?“ versetzte Toni, und stellte sich seinerseits ein wenig empfindlich. „Ihr brülltet mich ja gleich an, als ob ich ein Spion oder sonst Wunder was wäre.“

„Na, nichts für ungut,“ sagte der Soldat begüti-

gend. „Ich muß meine Schuldigkeit thun, und es war auch nicht in der Ordnung, daß du ohne Meldung vorbei schleichen wolltest. Nun geh' nur, und ein ander Mal sieh' dich besser vor.“

Toni war froh, so mit blauem Auge davon zu kommen, und trieb geschwind sein Eselchen an. Einmal in der Stadt, konnte er ungehindert ein Quartier suchen. Keck mischte er sich unter die Soldaten der verschiedensten Waffen-Gattungen, welche sich in allen Straßen drängten, und fragte den Ersten Besten dreist nach dem Hauptquartier des General-Feldmarschalls.

„Was hast du dort zu suchen, Knirps?“ antwortete der Soldat mit verwundertem Blick.

„Die Pappenheimer, die vor einer Stunde eingerückt sind,“ entgegnete Toni dreist. „Ich soll den Wachtmeister in der Nähe des Hauptquartiers treffen.“

„Dann geh' nur ein Stückchen weiter die Straße hinauf bis an das dreistöckige Haus dort,“ sagte der Soldat. „Zwei Schildwachen stehen davor, und Offiziere gerade genug. Du kannst gar nicht fehlen.“

„Danke!“ erwiederte Toni, und trieb seinen Esel weiter. Nach ein paar hundert Schritten erreichte er das bezeichnete Haus, und sah sich nach einem Winkel um, wo er vorläufig seinen Esel unterbringen konnte. Er fand ihn bald. In einem Seitengäßchen lag ein Wirthshaus. Dorthin führte er sein Thier, band es in einem Stalle fest, und kehrte dann in die Nähe des Hauptquartiers zurück. Hier, auf offener Straße, standen verschiedene Gruppen von Offizieren umher, welche sich laut unterhielten, und Toni drängte sich keck ganz in ihre Nähe, um da oder dort von den Gesprächen etwas aufzufangen. Nahe bei der Thür des

mit Schildwachen versehenen Hauses, vor welchem einige reich geschirrte Pferde auf und ab geführt wurden, erregte ein Häuflein von vier oder fünf Offizieren seine besondere Aufmerksamkeit. Ihre Federbüsche, ihre reichen Colletts, ihre prächtigen Waffen ließen leicht erkennen, daß sie zu den höheren Befehlshabern gehörten. Zu ihnen drängte es Toni am meisten, und seiner Keckheit gelang es auch in der That, so nahe zu kommen, daß er fast jedes Wort verstand, was die Herren mit einander austauschten.

„Ihr wißt also ganz gewiß, Graf Pappenheim, daß wir auf Magdeburg marschiren?“ fragte Einer von den Herren eine riesige Gestalt in schwerem Harnisch, aus deren ganzem Wesen die Kühnheit und Mannhaftigkeit eines ächten Ritters hervor leuchtete.

„Ich weiß es aus Tilly's eigenem Munde, Graf Gallas,“ erwiederte der berühmte Reiter-General mit Bestimmtheit und Nachdruck. „Magdeburg für Frankfurt an der Oder, das uns der Schwedenkönig weggefischt hat. Ihr werdet noch ein Weiteres von Tilly hören, — nicht umsonst hat er uns zu einem Spazierritte eingeladen.“

„Es ist ein kühnes Unternehmen,“ versetzte der andere Offizier. „Magdeburg ist stark.“

„Aber wir sind stärker, Graf!“ entgegnete Pappenheim mit unerschütterlicher Zuversicht des Sieges. „Die ganze Armee bricht nach Magdeburg auf, um einen entscheidenden Schlag zu thun. Er kann nicht fehl gehen, kann nicht, darf nicht, wird nicht.“

„Aber Gustav Adolph?“ fragte ein Dritter bedächtig.

„Bis der mit den Churfürsten von Brandenburg

Pointe 43

und Sachsen so weit kommt, daß sie ihm den Durchmarsch durch ihre Länder öffnen, ist Magdeburg unser," versetzte Pappenheim mit der vorigen zuversichtlichen Entschiedenheit. „Wenn Tilly handelt, handelt er schnell. Doch da kommt er ja, — bald werden wir ein Weiteres hören."

Neugierig streckte Toni, dem keine Sylbe des Gespräches entgangen war, den Kopf vor, um den berühmten Feldherrn zu sehen, dessen Kriegsruhm grade zu jener Zeit auf seiner höchsten Stufe, auf einer fast noch unerreichten Höhe stand. Eine hagere Gestalt von mittlerer Größe, höchst einfach gekleidet, ein breites Schwert an der Hüfte, einen breitrandigen Hut mit rother Feder auf dem kurz verschnittenen Haupthaar, mit einem ehernen Antlitz, in dessen Zügen sich keine Regung der Seele ausdrücken zu können schien, mit krummer Gesichtsnase, stechenden grauen Augen und blutlosen Lippen, von röthlichem Schnurr- und Knebelbarte eingefaßt, — so erschien der Mann, dessen Feldherrnruhm die ganze Welt erfüllte.

Toni bebte zurück; er fürchtete sich vor diesem Antlitze mit dem Ausdrucke erbarmungsloser Entschlossenheit und unbeugsamer Willenskraft, und suchte sich den durchdringenden Augen des Feldherrn zu entziehen. In demselben Augenblicke aber packte ihn eine mächtige Faust, er drehte sich erschrocken um, und erkannte zu seinem Entsetzen das martialische Gesicht des alten Wachtmeisters vom gestrigen Abende, und neben ihm die Schildwache, welche ihn, kaum eine halbe Stunde vorher, am Thore angehalten hatte. Entsetzt schrie er auf, und suchte sich loszureißen, aber die starke Faust des

Wachtmeisters hielt seinen Arm wie eine Schraubzange fest.

„Oho, heute entkommst du mir nicht, wie gestern, du junger Halunke," donnerte er mit einer Stimme, welche die erstaunten Blicke aller Umstehenden nach der Gruppe hinwenden machte. Selbst Tilly, der Gefürchtete, drehte den hageren Hals zur Seite, und schaute mit durchbohrendem Blicke den alten Wachtmeister und den unter seiner Faust sich windenden jungen Menschen an.

„Was gibt es?" fragte er streng.

„Halten zu Gnaden, Herr General-Feldmarschall, einen Spion, der sich durch Lügen in die Stadt eingeschlichen hat," versetzte der Wachtmeister. „Wir entdeckten ihn, als er gerade die Gespräche der Herren Generale belauschte, und da nahm ich ihn ohne Weiteres jetzt fest."

Tilly's schrecklicher Blick haftete einige Sekunden lang auf dem bleichen, entsetzten Gesicht Tony's, dann sagte er mit eiskalter, furchtbarer Ruhe: „Hängt die Kanaille!" wendete dem armen Knaben den Rücken zu, bestieg sein Pferd, und ritt, umgeben von seinen Generalen, langsamen Schrittes dem Thore zu.

Toni gab sich verloren. Mit einem Aufschrei des Schmerzes brach er zusammen.

In der That hatte der arme Knabe nur wenig Aussicht auf Errettung vor dem schmählichen Tode, der ihn bedrohete. Ohne viele Umstände knebelte ihm der alte Wachtmeister die Hände, und rief ein paar Soldaten herbei, welche Toni in die Mitte nahmen. Dann setzte sich der kleine Trupp in Marsch vor das Thor, wo auf einer kleinen Anhöhe der Galgen aufgerichtet

stand. Bleich und betäubt wankte Toni zwischen den Soldaten dahin. Er wollte um Gnade, um Erbarmen bitten, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, so daß er kein Wort hervorbringen konnte. Der alte grimmige Wachtmeister sah auch gar nicht so aus, als ob er sich zum Mitleiden würde bewegen lassen, und überdies mußte er, selbst wenn der Unglückliche ihn gejammert hätte, den Befehl des Feldherrn vollziehen.

Unterwegs schlossen sich noch mehrere Soldaten, welche der Execution zusehen wollten, dem kleinen Truppe an, und so gelangte dieser vor das Thor auf den Galgenberg. Zitternd stand Toni unter dem schrecklichen Dreibein, und ergab sich in sein, wie es schien, unvermeidliches Schicksal, als plötzlich eine Stimme aus dem Haufen der umstehenden Soldaten rief: „Ei, du barmherziger Gott, das ist ja mein junger Herr, Junker Toni! Herr Wachtmeister, laßt nur den armen Burschen laufen! Für den stehe ich, der ist kein Spion. Das unglückliche Kind hat ohnehin schon Schreckliches genug erleben müssen.“

Zu gleicher Zeit eilte der Soldat auf den Hügel hinauf, schloß Toni in seine Arme, und herzte und küßte ihn, wie einen Bruder.

„Armer Junker Toni, wie kommst du hieher?“ sagte er. „Du bist also dem Blutbade entronnen? Ich fürchtete, die Unmenschen hätten dich niedergemetzelt, wie alle Uebrigen! Von ganzer Seele freue ich mich, daß wenigstens noch Einer aus der Familie meiner guten, braven Herrschaft übrig ist!“

Toni war hoch erfreut über das glückliche Zusammentreffen mit einem alten Bekannten aus seiner

Heimath, und ein Hoffnungsstrahl blitzte in seiner Seele auf.

„Rette mich, Andreas, um Gottes willen rette mich!“ rief er und klammerte sich verzweifelt an den Soldaten an. „Dich hat der Himmel zu meinem Beistande geschickt. Fragt ihn nur, Herr Wachtmeister, fragt ihn, ob nicht Alles wahr ist, was ich Euch gestern erzählte. Ich habe Euch nicht belogen, nein, gewiß nicht! Es ist Andreas, ein Bauerssohn aus meiner Heimath! Fragt ihn, Herr, und erbarmt Euch meiner!“

Der Wachtmeister blickte verdutzt erst den Knaben, dann den Soldaten an, welcher sich schützend vor Toni hingestellt hatte und ihn freundlich liebkoste.

„Fürchte dich nur nicht, Toni,“ sagte er. „Der Herr Wachtmeister ist ein braver Mann, der keinem Unschuldigen etwas zu Leide thun wird. Was soll denn das arme Bürschchen verbrochen haben, Herr Wachtmeister? Es kann ja nicht schlimm sein, seht doch nur das junge Blut!“

„Das ist ja eine verwünschte Geschichte,“ sprach jetzt der Wachtmeister und drehte verlegen seinen mächtigen grauen Schnurrbart. „Höre, Wallone, ist es denn wirklich wahr, daß der Bursche aus deiner Heimath ist?“

„Ja, gewiß und wahrhaftig ist es wahr, Herr Wachtmeister,“ versicherte der Soldat eifrig. „Es ist ja der Junker Toni! Seine Eltern und was im Dorfe lebte, haben sie todt gemacht, und ich selber entging nur darum einem gleichen Schicksale, weil ich mich erbot, in kaiserliche Dienste zu treten. Das arme Kind hat keine Heimath mehr, und da ist es doch kein Wun-

der, wenn er sich in der Welt umher treibt. Was sollte er denn weiter thun?“

„Sapperment, da thut's mir doch in der Seele leid, daß ich den Burschen gefaßt habe, und auch grade in der Nähe des Feldmarschalls,“ brummte der Wachtmeister. „Ich hielt ihn für einen Spion, weil er sich fälschlich für einen von uns Pappenheimern ausgegeben hatte, und mir das die Schildwache sagte. Wär's etwa nicht wahr, du?“

„Freilich wohl, Herr Wachtmeister,“ erwiederte Toni, — „aber ich hätte ohne diese kleine Nothlüge nicht in die Stadt gekonnt, und weil Ihr gestern so gütig mit mir waret, da dachte ich, ich könnt' es wohl wagen, mich auf Euch zu berufen, und hoffte, Ihr würdet mir nöthigen Falls Euren Schutz angedeihen lassen. Statt dessen, — oh mein Gott!“

„Ja, ja, es ist eine verteufelte Geschichte!“ murrte der Wachtmeister unwillig vor sich hin. „Ich sehe wohl, daß ich mich ein bischen übereilt habe, aber das hilft nun Alles weiter nichts, aufhängen muß ich dich lassen, denn der General hat es einmal so befohlen!“

„Herr Gott, Herr Wachtmeister, das wäre ja der reine Mord!“ rief der ehrliche Andreas aus. „Ihr wißt ja doch nun, daß das arme Kind unschuldig ist. Nein, nein, laßt ihn laufen. Solch ein Kind kann ja keinen Schaden thun!“

Der Wachtmeister sah verlegen umher; Toni blickte flehend zu ihm auf.

Ja, Donnerwetter aber, wenn es der Feldherr erführe, ich müßte selber baumeln!“ sagte er schwankend und unschlüssig.

„Ei, wer wird's ihm verrathen, Herr Wachtmeister," entgegnete Andreas. Wie, Kameraden?"

„Nein, nein," sagten verschiedene Stimmen. „Laßt den Burschen laufen, Herr Wachtmeister, da er unschuldig ist. Ein wahres Kind! Wäre schade um ihn! Er kann vielleicht noch ein braver Soldat werden."

„Allmählig hatten sich alle Anwesenden auf der Platform unter dem Galgen gesammelt und umringten den Wachtmeister und seinen Delinquenten. Der Wachtmeister war immer noch unschlüssig und sprach mit einigen seiner Kameraden, die er um ihre Ansicht befragte. Diesen Augenblick benutzte Andreas.

„Mache dich fort, Toni, schnell!" flüsterte er dem Knaben zu. „Es wird dich Keiner aufhalten oder verfolgen. Am Fuße des Galgenberges steht mein Pferd. Setze dich auf, und reite davon. Ich finde schon ein anderes Thier. Gott behüte dich, aber mache jetzt, daß du fort kommst."

Ein dankbarer Blick strahlte aus Toni's Augen; er drückte dem ehrlichen Andreas die Hand, und schlüpfte eilig durch die Soldaten hin, deren Reihen sich willig vor ihm öffneten. Glücklich erreichte er den Fuß des Hügels, fand hier ein gesatteltes Pferd, dessen Zügel lose um einen Baumzweig geschlungen waren, machte es los, schwang sich in den Sattel, und jagte in gestrecktem Galopp davon.

„Hilft Alles nichts," sagte grade in diesem Augenblicke der Wachtmeister. „Er muß hängen, der General hat's befohlen. Komm her, Junge, und laß dir den Strick umlegen, wir wollen's so kurz wie möglich machen. Es thut mir leid, doch hängen mußt du!"

Er drehte sich nach Toni um, sah ihn aber natürlich nicht mehr.

„Ja, zum Henker, wo ist er denn? Wo ist denn der Bursch?“ rief er ganz erstaunt aus. „Kerls, Ihr habt ihn entschlüpfen lassen! Da soll Euch ja ein . . .“

„Wahrhaftig, er ist fort,“ sagte Andreas und nahm eine verblüffte Miene an. „Wer hat ihn laufen sehen?“

„Ich nicht! Ich nicht!“ schrieen mehrere Soldaten durch einander. „Ganz heimlich hat er sich davon gemacht.“

„Ja, ganz in der Stille, Herr Wachtmeister,“ nahm Andreas wieder das Wort. „Laßt es gut sein, es ist besser so, als wenn ein Unschuldiger gehängt worden wäre, und unschuldig war er doch, Ihr habt's ja selbst eingesehen.“

„Nun, freilich wohl, unschuldig war er, aber eine Teufels-Geschichte ist und bleibt es doch,“ murrte der alte Graubart ärgerlich, aber doch schon halb und halb zufrieden gestellt. „Wenn es der Tilly erfährt, dann steh' ich für nichts. Der alte Korporal spaßt nicht.“

„Ei, wer wird's ihm melden, Herr Wachtmeister?“ versetzte Andres. „Wir, die wir hier sind, gewiß nicht, denn er würde uns Alle miteinander aufhängen lassen, das wißt Ihr wohl!“

„Ja, ja, das ist schon richtig, ganz richtig,“ sagte der Wachtmeister, jetzt völlig beruhigt und mit aufgeheitertem Gesicht. „Ich merke schon, Ihr habt hinter meinem Rücken Alle unter Einer Decke gespielt, Ihr Halunken! Na! meinetwegen! Wenn's der alte Corporal nicht erfährt, so ist's mir schon auch recht,

daß der arme Bursche fort ist. War noch ein so junges Blut! Na, Glück auf den Weg! Aber Ihr, Halunken, — wenn Einer von Euch nur eine einzige Sylbe laut werden läßt, dann sollt Ihr Alle sammt und sonders am Galgen baumeln, oder ich will nicht länger kaiserlicher Wachtmeister sein!“

Mit einem grimmigen Blicke sah er die Soldaten an, drehte dann seinen Schnurrbart und schritt gravitätisch den Hügel hinunter. Lachend und plaudernd folgten die Soldaten, und es war nicht weiter die Rede von Toni. Alle wußten recht wohl, daß sie reinen Mund halten mußten, denn in der That, Tilly ließ nicht mit sich spaßen.

Toni, seinem rettenden Gott im innersten Herzen dankend, jagte indessen davon, was das Pferd laufen konnte, bis demselben der Schweiß an den Flanken herunter lief, und es keuchend in einen kurzen Trab verfiel. Die Kräfte des armen Thieres waren erschöpft, und da Toni, hinter sich schauend, weit und breit keinen Verfolger erblickte, so suchte er ein nahes Wäldchen zu gewinnen, um dort Rast zu halten und sich und dem Pferde ein paar Stunden zur Erholung zu gönnen. Wider alles Erwarten, oder sehr angenehm überrascht, fand er in dem Gebüsche die Hütte eines Holzhauer's, aus deren Schornstein ein blaues Rauchwölkchen empor kräuselte. Die Hütte war also bewohnt, und Toni durfte hoffen, daß er außer der ersehnten Ruhe auch etwas Speise und Trank finden würde. Vor der Thür der Hütte sprang er aus dem Sattel, band sein Pferd fest, und ging dann in die Hütte hinein. Er fand Niemanden darin, als ein altes Mütterchen, welches vor dem Feuer auf dem Heerde

stand und mit einem hölzernen Löffel in einem irdenen Kochtopfe herum rührte.

„Gott zum Gruße, liebe Frau," redete sie Toni an. „Wenn Ihr einen Teller Suppe für mich übrig habt, würd' ich's Euch Dank wissen."

„Ei, warum denn nicht, junges Herrchen?" erwiederte das Mütterchen freundlich. „Seit mir herzlich willkommen, und sucht Euch ein Plätzchen zum Sitzen. Die Suppe wird bald fertig sein, denn ich erwarte meinen Mann jeden Augenblick, und er bringt immer einen tüchtigen Hunger mit nach Hause. Ja, es ist keine leichte Arbeit, das Holzfällen, besonders für Einen, der nicht mehr jung ist, aber Appetit macht's, das spür' ich bei meinem Alten."

„Ich gläub' es wohl, Mütterchen," versetzte Toni, „und es freut mich, daß ich gerade zu guter Stunde bei Euch eingekehrt bin. Jetzt will ich nur einmal nach meinem Pferde sehen und ihm ein bischen Futter suchen, das arme Thier ist gewiß auch hungrig und durstig, denn es hat tüchtig laufen müssen."

„Na, das trifft sich ja prächtig, junges Herrchen," sagte die freundliche Alte. „Schauet einmal rechts hinter die Thür in den kleinen Verschlag, da werdet Ihr einen Sack voll Hafer finden, den neulich ein Holz-Fuhrmann aus Versehen hier gelassen hat. Es wird wohl nichts schaden, wenn Ihr ein paar Metzen davon nehmt."

„Ei, ich denke nicht," sagte Toni hoch erfreut und eilte zu dem Verschlage. „Das wird dem Gaul schmecken, und er hat sein Futter redlich verdient!"

Das wackere Thier wieherte leise und beschnoberte gierig den goldenen Hafer, den Toni ihm vorwarf;

und als Toni ihm die Kinnkette gelöst und das Gebiß entfernt hatte, fraß es munter drauf los. Von einer nahen Quelle holte Toni nun auch noch einen Eimer frisches Wasser, und nachdem er so sein Thier versorgt hatte, durfte er auch an seine eigene Bequemlichkeit denken. Es hungerte ihn tüchtig, denn der Abend war nicht mehr fern, und er hatte den ganzen Tag noch fast nichts gegessen. Zum Glück brauchte er nicht lange zu warten, denn mit der untergehenden Sonne kehrte auch der Holzfäller, ein alter freundlicher Mann, von seiner Arbeit im Walde heim, und hieß Toni eben so herzlich, wie das Mütterchen, in seiner kleinen Hütte willkommen. Die Frau deckte sogleich den Tisch mit einer sauberen Binsenmatte, und trug dann eine große Schüssel Suppe mit Kaninchenfleisch auf, welche sich die Gastfreunde, wie der Gast, vortrefflich munden ließen. Nach beendigter Mahlzeit wollte Toni sein Pferd wieder besteigen und seinen Weg fortsetzen. Die guten herzlichen Leute gaben dies aber nicht zu. Das Pferd wurde in einem alten Holzschuppen untergebracht, und für Toni bereitete das Mütterchen ein bequemes Lager von Heu und Moos in ihrer Hütte, wo er in der bevorstehenden Nacht ruhen sollte. Bald drückte ihm der Schlummer die Augen zu, aber nicht eher, als bis er vorher Herz und Sinn zu dem gnadenreichen Schöpfer erhoben, und Ihm aus tiefster Seele seinen Dank für seine fast wunderbare Rettung vom schmählichsten Tode dargebracht hatte.

Viertes Kapitel.

Die Belagerung.

Toni hatte in Erfahrung gebracht, was er auskundschaften sollte, und es drängte ihn daher, nach Magdeburg zurückzukehren und dem Feldhauptmann von Falkenberg die erlangten Nachrichten zu überbringen. Deshalb bestieg er schon in aller Frühe am nächsten Tage wieder sein Pferd, bedankte sich bei seinen freundlichen Wirthen, und trabte in der Richtung nach Magdeburg davon. Er betrachtete es mit Recht als einen sehr glücklichen Zufall, daß er in den Besitz eines guten, kräftigen Rosses gelangt war, denn mit seinem Eselchen hätte er nur langsam von der Stelle kommen können, während das tüchtige Pferd ihn leicht und schnell seinem Ziele näher trug. Ohne Unfall, und ohne wieder auf seinem Wege mit kaiserlichen Truppen zusammenzukommen, erreichte er schon gegen Abend des zweiten Tages die Festung, und passirte Brücken und Thor unbeläſtigt von den Schildwachen. Bei der Wohnung Falkenbergs hielt er an, übergab sein Pferd einem müssig umherschlendernden Straßenjungen, wies ihn an, es in das Haus Herrn Sparnagels in der breiten Gasse zu führen, und eilte dann die Treppe hinauf. Im Vorzimmer schon trat ihm Falkenberg entgegen, und begrüßte ihn mit herzlicher Freude.

„Dem Himmel sei Dank, mein lieber Junge, daß du wieder hier, und frisch und gesund heimgekehrt bist!“

sagte er und schüttelte Toni's Hand mit kräftigem Drucke. „Ich schwebte in großer Sorge um dich, denn die Ausführung meines Auftrages war nicht ohne Gefahr. Welche Nachrichten hast du für mich? Sichere gewiß, wenn auch nicht gute, wie ich fürchte! Aber nicht hier! Komm in mein Kabinet, — dort sind wir ungestört, und Niemand kann uns belauschen.“

Er führte Toni an der Hand hinein, hieß ihn niedersitzen, verschloß die Thür und forderte ihn dann auf, seinen Bericht zu beginnen. Während Toni erzählte, ging er mit großen Schritten im Gemache auf und nieder, ohne nur durch eine Sylbe den Vortrag des Knaben zu unterbrechen. Aber seine Stirn legte sich nach und nach in düstere Falten, und der Ausdruck schwerer Sorge prägte sich in seinen Zügen aus.

„Es ist schon so, wie ich mir gedacht hatte,“ sagte er, als Toni seinen Bericht beendigt hatte. „Tilly ist schnell, und er wird vor den Thoren stehen, ehe wir es denken. Wir sind nicht müssig gewesen während deiner Abwesenheit, sondern haben alles Mögliche gethan, um die Besatzung zu verstärken, — leider nur ohne sonderlichen Erfolg. Unsere Mannschaft beläuft sich auf kaum dreitausend Mann, und diese Wenigen reichen nicht aus, alle Außenwerke zu vertheidigen. Wir müssen uns auf die eigentliche Festung beschränken, und ich fürchte, daß wir auch hier kaum der Uebermacht auf die Länge werden widerstehen können. Doch ich zähle auf die waffenfähigen Bürger. Es fehlt in Magdeburg nicht an tapferen Männern, und wenn es, wie hier, Haus, Herd und Leben gilt, werden sie gewiß mit Freuden jede Gefahr und Beschwerde mit den Soldaten theilen. Unsere Lage ist schlimm und erfor-

dert die äußersten Mittel. Es muß sein! Man muß die Elbbrücke abbrechen, und die Vorstädte den Flammen übergeben."

„Aber das ist schrecklich, Herr!" sagte Toni schaudernd. „Hunderte werden dadurch in Elend und Armuth gestürzt werden!"

„Um das Größere zu erhalten, müssen wir das Kleinere opfern," versetzte Falkenberg mit traurigem Ernste, aber fester Entschlossenheit. „Man muß die armen Leute, die ihr Obdach verlieren, bei den Bürgern innerhalb der Festungswälle unterbringen. So ist wenigstens vorläufig ihr Leben gerettet. Der Feind würde ihrer so wenig schonen, als wir es dürfen. Darum ohne Verzug an's Werk. Verlasse mich jetzt, Knabe, geh' zu Sparnagel, ruhe dich aus, und denke über eine Belohnung nach, die dir zu Theil werden muß. Ich werde einen Kriegsrath zusammenberufen und, — nun, das Ergebniß desselben wird bald genug bekannt werden, und viel Bestürzung und Trauer erwecken. Gott geleite dich, mein guter Toni, und, wie gesagt, denke über eine Belohnung nach, — du hast sie wohl verdient."

„Oh, ich weiß schon, was ich mir erbitten möchte," versetzte Toni rasch.

„Und das wäre?"

„Lasset mich an Eurer Seite kämpfen, Herr, wenn es wirklich zu ernstlichem Kampfe kommen sollte!" sagte Toni mit Feuer. „Gewiß, ich werde mich nicht fürchten, sondern immer meine Schuldigkeit thun."

„Gut, es sei," erwiederte Falkenberg nach kurzem Bedenken. „Du bist zwar noch sehr jung, aber du hast ein muthiges Herz, und — kein Arm wird zu

viel sein, um den furchtbaren Schlag abzuwehren, den Tilly gegen uns führen wird. Aber jetzt geh'! Herr Sparnagel wird dich sicherlich mit Ungeduld erwarten. Morgen sehen wir uns wieder.«

„Toni entfernte sich, und sank bald darauf in die Arme seiner Pflege-Eltern, die große Freude über seine glückliche Rückkehr bezeugten. Leider nur wurde diese Freude wesentlich durch die Nachrichten gedämpft, welche Toni aus dem feindlichen Heerlager mitbrachte, und die das Schlimmste für die nächste Zukunft schon fürchten ließen.

„Nun denn, wie der Herr will," sagte Herr Sparnagel, indem er seine trüben Gedanken zu unterdrücken suchte. „Wir haben unsere Vorbereitungen getroffen, meine beste Habe ist im untersten Keller des Hauses wohl geborgen, und im schlimmsten Falle wird es uns vielleicht gelingen, sie vor den gierigen Händen der Kroaten und Panduren zu sichern. Aber noch will ich an der Hoffnung festhalten, daß dieser schlimmste Fall nicht eintreten wird. Gustav Adolf steht nicht fern von uns, und wir, wir werden uns vertheidigen, wie es tapferen Männern geziemt. Muth also! Noch ist nichts verloren, und Alles kann noch gerettet werden. Falkenberg ist ein tüchtiger Krieger, und ich vertraue seiner Erfahrung, seiner Umsicht, und seiner Entschlossenheit."

Allerdings mangelten diese Eigenschaften dem Kommandanten der Festung keineswegs, und er that, was er thun konnte, um den Fall Magdeburgs abzuwenden. Es kostete Opfer, aber er zögerte nicht, sie zu bringen. Am Tage nach der Rückkehr Toni's wurde den Bewohnern der Vorstädte Neustadt und Sudendorf an-

gezeigt, daß sie ihre beste Habe in die Festung zu schaffen hätten, weil die Gebäude niedergebrannt werden müßten. Es war eine harte Maßregel, aber das allgemeine Wohl und die eigene Sicherheit der Bewohner der Vorstädte erheischte sie. Die armen Leute gehorchten also, wenn auch mit Thränen. Was zu retten war, wurde in die Festung gebracht, und die Bürger Magdeburgs beeilten sich, ihren unglücklicheren Brüdern eine Freistatt in ihren Häusern anzubieten. Diejenigen, welche es nicht vorzogen, ihr Heil in der Flucht zu suchen, wurden so gut wie möglich untergebracht, und zeigten sich fest entschlossen, Leid und Freude mit allen Anderen gemeinsam zu tragen. Die Feuerbrände wurden in die dem Untergange geweiheten Vorstädte geworfen, und nach wenigen Stunden waren sie in Schutt und Asche verwandelt. Mancher traurige Blick sah den gefräßigen Flammen zu, und manche Thräne wurde geweint, — aber manches Auge sah man auch kühn aufblitzen, und mehr als eine Stimme murmelte: „Was unsere Hände zerstörten, können unsere Hände auch wieder erbauen; aber wehe dem Feinde, der uns zwang, an den eigenen Herd den Feuerbrand zu legen. Wir werden uns rächen!“

Falkenberg säumte nicht, die gute Stimmung der Bürger zu benutzen. Er ließ Waffen unter sie vertheilen, und sie verrichteten eben so regelmäßig ihren Dienst, als die Soldaten, mit denen sie gemeinschaftlich die Wachen bezogen, die Wälle besetzten und sich in der Bedienung der Geschütze übten. Auch Herr Sparnagel fehlte natürlich nicht unter den wackeren Vertheidigern der bedrohten Stadt. Falkenberg hatte ihm eine Compagnie der tüchtigsten Bürger anvertraut, und früh

und spät übte er sich mit ihnen in den Waffen, um in der Zeit der Noth und Drangsal gehörig vorbereitet zu sein, dem Feinde die Spitze zu bieten.

Toni kam in dieser Zeit bei Tage gar nicht, und zuweilen selbst auch Nachts nicht nach Hause, denn schon früh morgens rief ihn seine Pflicht zu Falkenberg, welcher sich des Knaben wie eines Adjutanten bediente, und sehr bald großes Vertrauen in seine Rührigkeit, Gewandtheit und Tüchtigkeit setzte. Bald zu Pferde, bald zu Fuß eilte Toni unermüdlich durch die Straßen oder auch durch die nächsten Umgebungen Magdeburgs, um hier einen Auftrag auszurichten, dort einen Befehl zu überbringen, oder da und hier Erkundigungen einzuziehen. Nach wenigen Tagen schon war der schmucke Bursch überall bekannt; auf den Wällen, wie in den Außenwerken, und wo er sich sonst blicken ließ, nickten ihm die alten, bärtigen Soldaten wohlwollend zu, und wechselten manches herzliche Wort mit ihm. Seine hübsche Gestalt, sein zugleich kühnes und freundliches Auge, seine gewandte und entschlossene Thätigkeit gewannen ihm Aller Zuneigung, und Herr Sparnagel konnte wirklich stolz sein auf seinen Pflegesohn, der sich dem Kommandanten der Festung so nützlich erwies, und dadurch wieder dem allgemeinen Wohl ersprießliche Dienste leistete.

Wenn Toni keinem besonderen Auftrage Falkenbergs Folge zu leisten hatte, so liebte er es, auf seinem flinken und kräftigen Rappen Ausflüge in die Umgegend zu machen, und Erkundigungen über Alles einzuziehen, was zu erfahren vielleicht nützlich sein mochte. Von einem solchen Ausfluge kehrte er eines

Tages im Galopp nach der Festung zurück, um dem Kommandanten eine wichtige Meldung zu überbringen.

„Was gibt es?“ fragte Falkenberg, als Toni erhitzt, von Staub bedeckt und fast athemlos vom schnellen Ritte vor ihn trat.

„Der Feind ist da!“ antwortete Toni. „Pappenheim ist bei Schönebeck über die Elbe gesetzt, und der schreckliche Tilly rückt von der anderen Seite gegen die Stadt vor. In wenigen Stunden können wir ringsum eingeschlossen sein.“

„Nun denn, so erwarten wir den Feind, und wenn er stürmt, so schlagen wir ihn zurück,“ entgegnete Falkenberg unerschütterten Muthes. „Jetzt gilt es! Wenn Gott mit uns ist, so kann uns der Feind nichts anhaben. Aber du bist bleich, Toni, und bluteſt! Was ist dir geschehen?“

„Oh, nichts, Herr, nur ein leichter Streifschuß von einem Wallonen,“ versetzte Toni. „Ich wollte den Uebergang der feindlichen Truppen über die Elbe in nächster Nähe beobachten, und wagte mich ein wenig zu weit vor. Auf einmal sah ich mich von einer kleinen Schaar Wallonen fast umringt, und hatte nur eben noch Zeit, meinen Rappen herum zu werfen und ihm die Sporen zu geben. Das wackere Thier flog wie ein Vogel davon, aber die Wallonen schoßen hinter mir her, und eine Kugel streifte meine linke Achsel. Es ist nichts, morgen wird der kleine Ritz schon wieder zugeheilt sein, und ich spüre weder Ermüdung noch Schmerzen. Befehlt über mich, Herr! Ich bin so frisch, als ob ich heute noch nichts gethan hätte.“

Falkenberg überzeugte sich davon, daß die Wunde nur unbedeutend war, und daß die Bläſſe Toni's also

nur von seiner inneren Aufregung herrührte, und klopfte den muthigen Knaben freundlich auf die Schultern.

„Du bist ein braver Bursch," sagte er. „Ich lobe deinen Muth, aber hüte dich vor Tollkühnheit. Ich bedarf deiner in dieser schweren Zeit, das bedenke. Und jetzt, da du noch frisch bist, fort nach den Außenwerken, die noch besetzt sind. Ueberbringe den Befehl, man solle sie nur schwach vertheidigen, denn sie sind doch nicht zu halten, und das Leben unserer wackeren Soldaten ist kostbar. Nach dem ersten Angriffe sollen sich die Besatzungen zurückziehen und in die Festung einrücken. Ich will nur sehen, ob Tilly wirklich Ernst macht. Eile, mein Sohn! Ich werde mittlerweile auf die Wälle gehen, und dort persönlich die nöthigen Anordnungen treffen. Dort findest du mich wieder."

Toni eilte davon, und galoppirte zum Thore hinaus, um die Runde durch die Außenwerke zu machen, und den erhaltenen Befehl auszuführen. Nun waren die Mannschaften auf ihrer Hut, und konnten nicht gleich unversehens überrascht werden. Nach seiner Rückkehr begab sich Toni auf die Wälle, und fand bald den Kommandanten im Kreise mehrerer Officiere, welche die Bewegungen des nahenden Feindes zu erspähen und zu beobachten suchten. Man konnte jedoch nicht mehr viel sehen, denn die Nacht zum dreißigsten März brach schnell herein, und hüllte die ganze weite Ebene in dichte Finsterniß.

„Sie werden heute schwerlich noch etwas unternehmen," sagte Falkenberg, „denn die Dunkelheit ist da, und die Truppen werden ermüdet sein. Gleichwohl müssen wir auf der Hut bleiben und dürfen keine Vorsicht vernachlässigen. Ihr steht mir dafür, meine Herren

Officiere, daß die Posten wachsam sind. Ich selbst werde im Laufe der Nacht einige Mal die Runde machen. Wir haben einen gefährlichen Gegner vor uns, das dürfen wir keinen Augenblick vergessen.“

Die Kunde, daß der Feind da sei, hatte sich mittlerweile in der Stadt verbreitet, und eine zahllose Menge strömte auf die Wälle, um wo möglich der Gegner ansichtig zu werden. Nur Wenige verriethen Aengstlichkeit und Bestürzung. Bei weitem die Meisten zeigten sich von frischem Muthe und fester Zuversicht beseelt, und Falkenberg hatte wohl Ursache, mit der Stimmung der Bürger Magdeburgs zufrieden zu sein. Manche Aeußerung erreichte sein Ohr, die ihm Freude machte und wohl geeignet war, seine eigene Zuversicht zu erhöhen.

„Mögen sie nur kommen,“ sagte ein stämmiger Fleischer, der sein großes Beil wie ein Schwert an der Seite führte, — „ich habe schon manchen Stier mit einem einzigen Schlage niedergestreckt, und denen ihre Schädel werden nicht härter sein, als ein Ochsenschädel!“

„Wir wollen sie gerben, daß sie braun und blau aussehen,“ fiel ein kräftiger Lohgerber ein.

„Klopfen wollen wir sie, wie Rindsleder,“ sagte ein Schuster, — „und schmieden, wie Eisen auf dem Ambos,“ — fügte ein Schmied von riesenhafter Gestalt hinzu.

„Das ist brav, Leute,“ mischte sich Falkenberg ein. „Ein furchtloses Herz nimmt es mit jeder Gefahr auf, und wir Soldaten werden nicht hinter Euch zurückbleiben. Ihr kämpft für Haus und Herd, wir für

Leben und Ehre. Da wollen wir beiderseitig unser Bestes thun!“

„Ja, Herr Kommandant, mit Gottes Hülfe,“ rief der Schmied. „Es lebe unser tapferer Führer, Herr Dietrich von Falkenberg!“

Alle Umstehenden stimmten in den herzlichen Ruf mit ein, und Falkenberg wollte nach einigen freundlichen Worten des Dankes weiter gehen, als plötzlich der Lohgerber laut aufschrie: „Seht da, seht da! Oh, die Wüthriche! Sie brennen die Dörfer nieder!„

In der That, an verschiedenen Punkten flammte eine rothe Lohe auf, und färbte den Himmel mit feuriger Gluth. Stumm und bestürzt beobachtete die Menge das traurige Schauspiel.

„So würde es auch uns ergehen, wie den armen Bauern, denen man den rothen Hahn auf das Dach setzt,“ sagte nach einem Weilchen der riesige Schmied mit seiner tiefen, dröhnenden Baßstimme. „Darum, wehren wir uns aus allen Kräften! Das ist meine Meinung!“

„Und die meinige,“ sagte Falkenberg nachdrücklich. „Auf Gnade und Erbarmen dürfen wir uns keine Hoffnung machen, gute Leute! Also thun wir besser, wenn wir aushalten bis auf den letzten Mann, und bis zu dem letzten Athemzug.“

„Das wollen wir, das müssen wir,“ riefen verschiedene Stimmen durch einander, und muthiger als je schlug jedes Herz, nachdem die in Feuer aufgehenden Dörfer deutlich genug gezeigt hatten, was man von einem erbarmungslosen Feinde im Fall einer Niederlage zu erwarten hatte.

Im Uebrigen verging die Nacht ruhig. Am nächsten

Morgen aber, nicht lange nach dem Anbruche des Tages, donnerten die ersten Kanonenschüsse von draußen her, und verkündigten, daß Belagerung und Angriff wirklich begonnen hatten. Falkenberg, und in seinem Gefolge Toni, eilten nach dem Schauplatze des Kampfes. Die Außenwerke der Festung wurden beschossen, und die große Zahl der zum Sturme bereiten feindlichen Mannschaften ließ deutlich erkennen, daß jene, übrigens unbedeutenden Werke auf keine Weise zu halten waren. Falkenberg ertheilte deßhalb Befehl, daß alle Mannschaften sich zurückziehen, und dem Feinde die Werke überlassen sollten. Der Rückzug geschah in bester Ordnung, Geschütze, Pulverkarren, Gepäck, Alles wurde glücklich in die Festung gebracht. Als der Feind dann die Werke erstürmte, fand er sie leer, bis auf eine Anzahl todter, verstümmelter Körper, welche bei der ersten heftigen Beschießung als Opfer gefallen waren. Man hatte nicht Zeit gehabt, sie zu begraben, und sie waren daher die erste traurige und blutige Trophäe, welche Tilly auf dem Schauplatze des beginnenden Kampfes eroberte. Wenige Stunden später war Magdeburg ringsum eingeschlossen, und bald krachten die ersten, schweren Geschütze aus den schnell aufgeworfenen Batterien Tillys, und schleuderten einen Hagel von Eisen auf die festen Wälle der Stadt. Das Feuern wurde mit Entschlossenheit erwiedert, und die Todesboten flogen herüber und hinüber, während die Luft von dem dumpfen Dröhnen des fast ununterbrochenen Donners der Geschütze erschüttert wurde. Die tapferen Bürger Magdeburgs bewiesen durch die That, daß sie keineswegs geneigt seien, Leben und Eigenthum einem erbitterten und unerbittlichen Feinde ohne kräftigen Widerstand preiszugeben.

Falkenberg hatte bei Zeiten dafür gesorgt, daß die Festung hinlänglich mit Proviant versehen worden war, so daß sie eine längere Belagerung aushalten konnte, ohne von Hungersnoth bedroht zu werden. Ueberhaupt bewährten sich alle seine Maßregeln auf das Beste, und trotz des heftigen feindlichen Bombardements von den ringsum aufgeworfenen Batterien litten die Wälle nur wenig, so daß der bei Tage angerichtete Schaden bei Nacht immer wieder ausgebessert werden konnte. Der Feind schoß mit glühenden Kugeln, um die Stadt einzuäschern; aber auch das hatte Falkenberg vorgesehen, und so vortreffliche Anstalten getroffen, daß nicht eine einzige ernstliche Feuersbrunst während der Belagerung ausbrach.

Ueberhaupt war Falkenberg die Seele der Vertheidigung. Wo es galt, stand er an der Spitze, wo Gefahr drohte, dahin eilte er, fast schien es, als ob er überall zu gleicher Zeit sein könnte. Sein Beispiel ermunterte die Uebrigen und feuerte sie zu ähnlichem Eifer an.

„Wie," sagten sich die redlichen Bürger, — „er ist ein Fremder, und doch Tag und Nacht, früh und spät zu unserem Schutze bereit! Wir müßten uns schämen, wollten wir geringeren Eifer zeigen!"

Freilich nicht Alle sprachen so. Viele von den reichsten und vornehmsten Bürgern theilten weder die Anstrengungen noch die Gefahren ihrer Brüder, sondern saßen in träger Ruhe und in Sicherheit, während diese auf den Wällen kämpften und tapfer ihre Haut zu Markte trugen, oder Nachts die Schäden an Wall und Mauer ausbesserten. Natürlich murrten die Aermeren endlich darüber, daß man ihnen allein alle Lasten auf-

wälzte, und da war es wieder Falkenberg, welcher die Grollenden beschwichtigte, die empörten Gemüther besänftigte.

„Seht auf Herrn Sparnagel und andere Männer seines Schlages," sagte er. „Thun sie etwa weniger, als der Geringste unter Euch? Jene Feigen treffe Eure Verachtung, denn Eures Zornes sind sie nicht werth!"

„Das ist wahr, nicht alle Reichen und Vornehmen entziehen sich ihrer Pflicht," sprach dann das wackere Volk unter sich. „Um dieser willen mag das schlechte Benehmen der Anderen vergessen sein. Wachen wir, schlagen wir, schießen wir! Der Tag wird kommen, wo der Feind schmachbedeckt abziehen muß von unseren Mauern und Wällen!"

Diese Zuversicht beseelte alle Gemüther, und sie war in der That auf hohe Wahrscheinlichkeit gegründet. Gustav Adolf rückte näher und näher heran, und wenige Tagemärsche konnten ihn zum Entsatze der Festung herbeiführen. Auch Tilly aber wußte dies sehr gut, und machte deshalb ungeheure Anstrengungen, um vor der Ankunft des Königs von Schweden Magdeburg zu erobern. Seine Batterien feuerten auf's Heftigste, und eines Tages gelang es ihm, einen der größesten Thürme dermaßen zu beschädigen, daß er zusammenzubrechen drohte. Wenn es gelang, ihn in den Graben zu stürzen und denselben mit seiner Steinmasse auszufüllen, so war eine Bresche eröffnet, und ein Sturm konnte gewagt werden, der fast unzweifelhaften Erfolg versprach. Tilly ließ deshalb noch mehr Geschütz auffahren und gegen den Thurm richten. Mit Bangigkeit beobachteten die Belagerten die Wirkung der schweren eisernen Kugeln, deren Anprall den Thurm

mehr und mehr in seinen Grundvesten erschütterte. Falkenberg selbst flog herbei, und sandte Boten auf Boten, um seine besten Truppen um sich zu versammeln und an ihrer Spitze die gefürchtete Bresche zu vertheidigen. Alles stand in athemloser, banger Erwartung. Da plötzlich wankte der Thurm, schwankte sichtlich mehr als einmal von einer Seite zur anderen, lehnte sich aber dann, anstatt in den Graben zu stürzen und die Hoffnung des Feindes zu verwirklichen, seitwärts gegen den starken Wall der Festung an.

Ein allgemeines Jubelgeschrei der Belagerten übertönte laut den Donner der Geschütze.

„Das war Gottes Hülfe!“ sagte Falkenberg tief aufathmend zu Toni.

Tilly und seine Generale, die jenseits des Grabens die Wirkung der schweren Batterie beobachtet hatten, eilten voll Zorn über ihre getäuschten Erwartungen davon.

Tags darauf erschien ein Trompeter aus dem feindlichen Lager, forderte Einlaß, und wurde auf sein Verlangen vor den gesammelten Magistrat geführt, wohin sofort auch Falkenberg als Kommandant der Festung beschieden wurde. Der Trompeter brachte eine Aufforderung Tilly's zur Uebergabe der Stadt unter gemäßigten Bedingungen.

„Geh',“ erwiederte ihm Falkenberg. „Geh' und sage deinem Herrn, daß wir eher sterben als uns ergeben würden!“

Unverrichteter Sache mußte der Herold zurückkehren, und frischer Muth beseelte die Bevölkerung Magdeburgs, da sie die Aufforderung zur Uebergabe mit Recht als ein Zeichen der Schwäche Tilly's betrachteten.

„Wir müssen den Herren da draußen beweisen, daß unsere Entschlossenheit größer ist, als sie denken," sagte Falkenberg nach Entfernung des Trompeters. „Sie sollen gewahr werden, daß unser Muth keinen Augenblick zum Wanken zu bringen ist."

Er gab Toni einige geheime Befehle, und eine Stunde später war der Kriegsrath im Hauptquartier versammelt.

„Tilly hat uns zur Uebergabe aufgefordert," sagte Falkenberg zu den Offizieren. „Er glaubt also wohl gar, uns eingeschüchtert zu haben. Beweisen wir ihm, daß er sich in unseren Gesinnungen täuscht. Ein kräftiger, gut geleiteter, nächtlicher Ausfall wird ihn davon überzeugen."

Alle Offiziere stimmten bei, und die Berathung dauerte nicht lange. Als die Nacht eingebrochen war, und die Mitternachtsstunde heran nahete, rückte Bataillon auf Bataillon durch die stillen Straßen Magdeburgs an die verschiedenen Ausfallpforten, wo sie die letzten Befehle des Kommandanten in Empfang nahmen.

„Still und entschlossen vorwärts," redete Falkenberg die Truppen an. „Kein Schuß, ehe nicht Feuer kommandirt wird. Erstürmt die Batterie, stoßt die Bemannung nieder, vernagelt die Geschütze, und werft Feuer in die Zelte des Lagers. Während der Verwirrung wird es uns dann leicht sein, ungefährdet den Rückzug anzutreten und wieder in die Festung zu gelangen. Jetzt — vorwärts!"

Geräuschlos wurden die Pforten geöffnet, und in drei Kolonnen getheilt, rückten die Bataillone in die Nacht hinaus. Falkenberg führte die mittlere, und an

seiner Seite ritt Toni mit gezogenem Schwerte und die geladenen Pistolen in seinem Gürtel.

„Die Nacht ist sehr dunkel, es muß gelingen!“ flüsterte er dem Kommandanten zu.

„Ich hoffe es,“ erwiederte dieser eben so leise. „Aber still, wir nähern uns den Laufgräben.“

Die Soldaten marschirten vorsichtig und verursachten nur wenig Geräusch, denn jeder Einzelne wußte, daß ein glücklicher Erfolg nur durch Ueberraschung des Feindes errungen werden konnte. Es gelang ihnen, bis dicht an die Laufgräben zu kommen. Die Batterien des Feindes, am Tage so laut, jetzt stumm und schweigend, lagen so dicht vor ihnen, daß sie die vorragenden Mündungen der Geschütze mit den Händen erreichen konnten. Kein Anruf ertönte, im Lager herrschte die tiefste Ruhe.

„Sie sind sorglos und erwarten uns nicht,“ sagte Falkenberg leise zu Toni, als sein Trupp vor einer Batterie Halt gemacht hatte, während auch die beiden anderen Kolonnen regungslos des Signals zum Angriff harrten. „Es ist Zeit!“

„Feuer!“ rief er dann laut mit Donnerstimme, die von einer Kolonne bis zur anderen erschallte. „Stürmt die Batterien! Vorwärts marsch!“

Die Kolonnen stürmten gleichzeitig vorwärts. Im Nu waren die Bettungen der Batterien erstiegen, Schüsse krachten, und Säbel klirrten. Die Bemannungen der Geschütze wurden nach kurzer schwacher Gegenwehr niedergehauen und die Kanonen vernagelt. Dann drangen die drei Haufen, schnell zu einem einzigen vereint, gegen das Lager vor. Die Schüsse hatten mittlerweile die schlummernden Soldaten alarmirt, aber in der Fin-

sterniß, nur halb bekleidet und bewaffnet, ohne Anführung und Leitung rannten sie wild durcheinander, und vermehrten durch ihr Geschrei und blindes Schießen nur die allgemeine Verwirrung und Bestürzung.

„Feuer an die Zelte!“ rief Falkenberg jetzt.

Die brennenden Fackeln und Pechkränze wurden schon bereit gehalten, und mit einem Male loderten an zwanzig, dreißig Punkten zugleich die hellen Flammen auf. Bei dem Scheine der Gluth drangen Falkenbergs Truppen immer vorwärts, und hieben nieder, was ihnen entgegen zu treten wagte. So gelangten sie fast bis in die Mitte des Lagers, während die Flammen, von einem frischen Winde angefacht, sich immer weiter und weiter verbreiteten. Aber unterdessen hatten Tilly und seine Generale die bewährtesten Truppen um sich versammelt, und eine festgeschlossene Masse rückte jetzt gegen die zerstreute und halb aufgelöste Kolonne Falkenbergs an. Es war hohe Zeit zum Rückzuge, denn im Rücken zwischen dem Lager und der Festung erschallte jetzt auch das Dröhnen der Rosseshufen, und Falkenberg mußte, wenn er zauderte, fürchten, seinen Rückzug abgeschnitten zu sehen. Ein Ruf von ihm sammelte seine Leute, und ehe ein Angriff von den anrückenden Fuß-Soldaten geschehen konnte, gewannen sie wieder das freie Feld und zerstreuten durch eine allgemeine Gewehrsalve das Reiter-Regiment, welches ihnen den Weg versperren wollte. Im Sturmschritt ging es dann weiter, man erreichte ohne ferneren Widerstand die Ausfallpforten, und die schützenden Mauern nahmen die Krieger wieder auf.

Falkenberg gehörte zu den letzten, welche die Ausfallpforte betraten, und mit Bestürzung gewahrte er

plötzlich, daß Toni sich nicht mehr an seiner Seite befand.

„Wo ist er? Wo ist Toni?“ rief er aus. „Ist er schon auf der Festung?“

„Nein, Herr,“ ertönte eine frische Stimme hinter ihm. „Hier bin ich. Ich habe mich nur ein wenig verspätet, weil ich einen Gefangenen machen wollte.“

„Welche Verwegenheit!“ entgegnete Falkenberg vorwurfsvoll. Du selbst konntest abgeschnitten, gefangen, getödtet werden, denn der Feind ist uns dicht auf den Fersen. Hinein, hinein, jetzt! Es ist kein Augenblick mehr zu verlieren!“

In der That, kaum waren die Pforten wieder geschlossen, so krachte eine Gewehrsalve aus der Richtung vom feindlichen Lager her, und zahllose Kugeln schlugen gegen die Wallmauern an. Das Feuer wurde von den Wällen herab kräftig erwiedert, und die Kaiserlichen mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Ausfall aber war glänzend gelungen, und hatte dem Feinde großen Schaden zugefügt.“

Erst als man wieder durch die hell erleuchteten Straßen zog, bemerkte Falkenberg, daß Toni ein fremdes Roß am Zügel führte, und zugleich die Gestalt eines Kaiserlichen Soldaten stützte, welcher halb besinnungslos im Sattel schwankte und kaum einer Bewegung mächtig war. Sein bärtiges, martialisches Gesicht war mit Blut überströmt, das aus einer Wunde über den Schläfen rieselte.

„Mein Himmel, was hast du da?“ fragte Falkenberg.

„Meinen Gefangenen, Herr,“ entgegnete Toni ganz vergnügt, — „und noch dazu einen alten Bekannten

von meinem Streifzuge her. Dies ist der Pappenheim'sche Wachtmeister, der mich bei einem Haar hätte aufhängen lassen. Beim Scheine der brennenden Zelte sah ich ihn und erkannte ihn auf der Stelle. Er war verwundet, von seinen Kameraden versprengt, konnte sich kaum im Sattel halten. Da jagte ich zu ihm, ergriff die Zügel seines Rosses, hielt ihn im Sattel fest, und brachte ihn her. Das ist die ganze Geschichte und die Ursache, warum ich fast zu spät gekommen wäre."

Es war in der That die höchste Zeit, daß du kamest, Tollkopf," entgegnete Falkenberg. „Aber was soll mit dem Manne geschehen? Hättest du ihn lieber draußen gelassen."

„Draußen wäre er vielleicht mit dem Pferde gestürzt und umgekommen," antwortete Toni. „Da dauerte er mich, denn er war doch eigentlich nicht unfreundlich gegen mich gewesen, und hatte mich ohne Zweifel absichtlich entwischen lassen. Ich will ihn zu Sparnagels bringen. Meine gute Pflegemutter wird ihm gewiß ein Plätzchen im Hause vergönnen und seine Wunde verbinden."

Falkenberg zuckte die Achseln.

„Du bist ein wunderlicher Gesell!" antwortete er. „Aber da der Mann nun einmal hier ist, können wir ihn freilich nicht auf der Straße liegen lassen. Bringe ihn denn zu deiner Pflegemutter."

Toni verstand den Wink und verabschiedete sich. Sparnagels Haus war bald erreicht, und da wegen des Ausfalles noch Alles munter war, machte es nicht viele Umstände, den halb bewußtlosen Verwundeten aus dem Sattel zu heben, und zur Ruhe zu bringen. Bei

näherer Besichtigung fand sich, daß die Wunde des Wachtmeisters keineswegs gefährlich war, sondern ihn nur betäubt hatte. Man wusch und verband sie, und überließ dann den Gefangenen dem Schlummer, der ihm bald die Augen zudrückte.

Am andern Morgen, als ihn Toni besuchte, war er wieder völlig bei Besinnung, und sogar bereits angekleidet.

„Was Teufel," sagte er und blickte Toni mit starrer Ueberraschung an, — „wen haben wir denn da? Bist du denn nicht der Marketender-Junge, den ich auf Befehl Tilly's aufknüpfen sollte? Wie?"

„Ihr habt ein gutes Gedächtniß, Wachtmeister," versetzte Toni lächelnd. „Jetzt hat sich aber die Sache geändert. Damals war ich Euer Gefangener, heute seid Ihr der meinige."

„Ja, zum Henker, wie ist denn aber das zugegangen?" fragte der Wachtmeister höchlich verwundert, da er sich der Umstände der vergangenen Nacht nicht erinnern konnte.

Toni klärte ihn mit einigen Worten auf, und der Wachtmeister sah ihn ganz gerührt an.

„Donnerwetter," sagte er, „das ist schön von dir, daß du alte Bekannte nicht gergißt, und dich ihrer annimmst, wenn sie in Gefahr sind. Kann sein, ich wäre nicht mehr am Leben, wenn du mich meinem Schicksale überlassen hättest. So in der Nacht, ohne Besinnung, auf einem scheuen, verwilderten Pferde, — was kann Einem da nicht Alles passiren? Aber, zum Teufel, da fällt mir ja ein, — du warest also doch ein Spion, — Himmel und Erde, wenn ich das damals gewußt hätte!"

„So läget Ihr jetzt vielleicht in der Elbe, als Futter für die Fische, Wachtmeister,“ entgegnete Toni lächelnd.

„Hum! das ist freilich wahr,“ versetzte dieser. „Na, wollen's also gut sein lassen.“

„Und übrigens wollt' ich aber auch weiter nicht spioniren, sondern nur auskundschaften, ob Ihr wirklich Absichten auf Magdeburg hättet,“ sagte Toni. „Das war meine Pflicht, und ich mußte sie erfüllen.“

„Pflicht hin, Pflicht her,“ brummte der Wachtmeister, — „jedenfalls war's ein gewagtes Stückchen, und wenn, — aber was hilft das Reden weiter darüber, — du hast dich zu rechter Zeit aus dem Staube gemacht, und ich bin ganz zu unrechter Zeit dein Gefangener geworden. So spielt das Schicksal im Kriege.“

„Grämt und kümmert Euch nicht darum, Wachtmeister,“ tröstete Toni. „Ihr seid nur so lange mein Gefangener, bis die Belagerung zu Ende und Euer grimmiger Tilly abgezogen ist. Dann seid ihr wieder frei und mögt gehen, wohin Ihr Lust habt. Ich habe Eure Güte nicht vergessen von damals, und weiß recht gut, daß Ihr mich absichtlich entschlüpfen ließet.“

„Nun, das ist schon wahr, aber es ist kein Verdienst dabei, denn du junges Blut thatest mir eben in der Seele weh,“ sagte der Wachtmeister treuherzig. „Also denn, Dienst gegen Dienst, jetzt bist du mir nichts mehr schuldig, und wenn du mir die Freiheit wiedergeben willst, bin ich sogar wieder dein Schuldner.“

„Bah, das laßt nur gut sein, Wachtmeister,“ entgegnete Toni freundlich. „Trotz Eurem grimmigen Gesicht habt Ihr doch ein gutes Herz, und gute Herzen müssen einander beistehen.“

„Donnerwetter, du hast Recht, mein Junge," sagte der Alte, und war ganz gerührt über die gewinnende Freundlichkeit des hübschen Knaben. „Und von jetzt an wollen wir auch gute Freunde bleiben, mögen wir auf dieser oder auf jener Seite stehen."

Ein warmer Händedruck besiegelte das neue Freundschaftsbündniß, und der Wachtmeister befand sich schon nach wenigen Tagen so wohl im Familien-Kreise Herrn Sparnagels, als ob er schon Jahre lang darin gelebt hätte. Die kleine Elisabeth wurde schnell sein besonderer Liebling, und auch sie lauschte gerne den Erzählungen des grimmigen alten Kriegers, der ihr gegenüber so sanft war, wie ein Lamm.

Die Belagerung dauerte indessen fort, ohne daß Tilly besondere Vortheile erreichte. Die Besatzung der Festung hielt sich vortrefflich, nur wurde es nachgerade hohe Zeit, daß Hülfe von außen kam, denn in den ersten Tagen des Monat Mai ging der Pulvervorrath zu Ende, und die Geschütze auf den Wällen hörten nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Frisches Pulver zu machen, fehlte es an Zeit und an Material. Aber man rechnete auf Gustav Adolph. Er mußte ja kommen, und bald. Die Belagerten hofften es, die Belagerer fürchteten es.

Da, am neunten Mai, fing unerwartet die feindliche Beschießung an zu schweigen, und aus mehreren Batterien wurden die Geschütze abgeführt. Im Lager draußen herrschte die tiefste Stille, in der bedrängten Stadt aber athmete man freier. Kein Zweifel mehr, Tilly hob die Belagerung auf, und Gustav Adolph kam. Die Freude, der Jubel war allgemein. Man umarmte sich auf den Straßen, und rief die frohe

Kunde schon von weitem einander zu. Zum ersten Male seit langer Zeit glaubten sich die von Kämpfen und Sorgen ermatteten Vertheidiger der Festung einem erquickenden Schlummer hingeben zu dürfen. Der größte Theil von ihnen verließ mit einbrechender Nacht die bis dahin so tapfer behaupteten Wälle, um sich nach langer und schwerer Arbeit des süßen Schlafes zu erfreuen. Aber es war ein theurer Schlaf, und ein schreckliches Erwachen sollte ihm folgen. Die Belagerung war allerdings zu Ende, aber noch stand Tilly vor der Stadt, einer drohenden Wetterwolke gleich, und Niemand ahnte, welche furchtbaren Blitze sie in ihrem Dunkel barg.

Fünftes Kapitel.

Die Erstürmung.

In der Stadt schlummerte man, vor den Wällen aber lauerte das Verderben. Tilly hatte in der That die Hoffnung aufgegeben, auf dem bisherigen Wege der Belagerung die Festung in seine Gewalt zu bekommen, und er fürchtete, daß Gustav Adolph ihn überraschen könne. So beschloß er denn, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen allgemeinen Sturm zu wagen. Sein Kriegsrath stimmte ihm bei, und es wurde beschlossen, daß mit Anbruch des Tages an vier Orten zugleich der Angriff geschehen solle. Alles wurde während der Nacht in Bereitschaft gesetzt, die Solda-

ten standen unter den Waffen, die Anführer begaben sich auf ihre Posten, und man erwartete nur das Signal mit den Kanonen, um auf allen Punkten zugleich loszubrechen.

Ein grauer nebliger Morgen verscheuchte langsam die Schatten der Nacht. In der Stadt, auf den Wällen, überall herrschte die tiefste Stille. Die Soldaten waren neben ihren Kanonen eingeschlafen, die Bürger hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen. Da schritt einsam ein Knabe durch die verödeten Gassen, und näherte sich den Wällen der Neustädtischen Werke. Es war Toni, schon völlig angekleidet und bewaffnet. Eine ihm selbst unerklärliche Unruhe hatte ihn nicht schlafen lassen, und trieb ihn auf die Ringmauern. Kein Posten rief ihn an. Die Schildwachen, in ihre Mäntel gewickelt, lagen auf dem nackten Boden und schlummerten. Toni horchte in die Nacht hinaus, denn noch war es zu dunkel, um auf der Ebene Etwas deutlich unterscheiden zu können. Sein Ohr vernahm kein irgendwie verdächtiges Geräusch, — es war draußen so still, wie innerhalb der Stadt. Er ging von einem Posten zum andern. Ueberall fand er schlafende Krieger. Kein Auge wachte. Er fühlte eine lebhafte Versuchung, die Leute zu ermuntern, aber das Mitleid hielt ihn ab. Sie hatten so lange keine Stunde ruhigen Schlummers genossen.

„Mögen sie ruhen, ich werde wachen," murmelte er vor sich hin, und setzte sich auf die Lafette eines Geschützes, um von hier aus zu beobachten, was draußen geschehen möge.-

Die Nacht verschwand allmählig, die Sterne erbleichten am Himmel, der Tag nahete. Toni, der

nichts Beunruhigendes von seinem Posten aus bemerkt hatte, glaubte schon, daß seine Besorgnisse überflüssig gewesen wären, als plötzlich, gerade um sieben Uhr Morgens, der Donner einiger abgefeuerten Kanonen durch die stille Morgenluft erdröhnte. Toni fuhr auf, und beugte sich über die Brustwehr des Walles. Noch war es nicht so hell, daß er deutlich hätte sehen können, aber er hörte das dumpfe Schüttern einer großen Masse in Marsch gesetzten Fußvolks, das Klirren von Waffen, den Hufschlag einiger Pferde.

„Der Feind! Der Feind! Zu den Waffen!“ schrie er laut auf, und schoß ein Pistol ab, um die Schläfer in seiner Nähe zu wecken.

Zu gleicher Zeit ertönten drüben unmittelbar vor dem Walle zahlreiche Musketenschüsse, und im nächsten Augenblicke wimmelte der leider trockene und nicht sehr tiefe Graben vor dem Walle von Soldaten, welche mit lautem Geschrei heran stürmten. Zahlreiche Sturmleitern wurden angelegt, und wie Katzen kletterten die Stürmenden darauf in die Höhe. Die Ersten, welchen es gelang, den Wall zu erreichen, wurden von Toni und den mittlerweile herbeigeeilten Soldaten in den Graben zurückgestürzt, aber Andere folgten in immer größerer Zahl, und nach kurzem Kampfe war die geringe Mannschaft der Vertheidiger niedergehauen oder erschossen. Auch Toni hatte eine leichte Wunde empfangen, aber aus dem Getümmel wenigstens das Leben gerettet. So schnell er laufen konnte, rannte er nach der Stadt zurück, um Falkenberg von dem unerwarteten Ueberfalle zu benachrichtigen. Aber auf dem Wege schon vernahm er von noch drei verschiedenen Seiten her ein heftiges Musketenfeuer, und nun wurde

ihm klar, daß der Angriff auf die Neustädter Werke nicht vereinzelt dastand. Die Festung wurde auf allen Seiten angegriffen, der Sturm war allgemein. Und noch herrschte Stille auf den Straßen, und die schlummernden Krieger ahnten nicht, daß die drohende Wetterwolke ihre ersten tödtlichen Blitze schleuderte.

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ schrie Toni aus keuchender Brust, während er durch die Straßen flog. „Der Feind ist auf den Wällen! Zu den Waffen!“

Er eilte dem Rathhause zu, wo er Falkenberg zu finden hoffte, aber bei einer Wendung der Straße begegnete er schon dem tapfern Kommandanten, welcher an der Spitze einiger schnell zusammengeraffter Mannschaften im Sturmschritt nach dem Neustädter Thore zu marschirte.

„Hülfe! Rettung!“ schrie ihm Toni entgegen. „Der Feind hat den Wall erstiegen.“

„So müssen wir ihn wieder in den Graben zurückwerfen,“ versetzte Falkenberg unerschütterlich, und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit weiter. Toni schloß sich ihm an. Ein muthiger Angriff auf die Eingedrungenen geschah, Falkenberg selbst kämpfte Mann gegen Mann, und sein blitzendes Schwert streckte manchen Gegner zu Boden. Da kam plötzlich die Schreckenskunde, der Feind drohe auch schon zu dem entgegengesetzten Thore einzudringen.

„Kinder, haltet Euch hier, so lange Ihr könnt,“ rief Falkenberg den Soldaten zu. „Ich muß dort hinüber! Vertheidigt Euch bis auf den letzten Mann. Weicht Ihr, so ist Alles verloren!“

Schleunigst begab er sich dann nach dem andern

bedrohten Thore, und Toni folgte ihm auf dem Fuße. Wo sein Feldherr kämpfte, da war auch sein Platz. An dem Thore Getümmel, Geschrei und blutiger Kampf. Es war die höchste Zeit, daß Falkenberg eintrat, denn auch hier schon hatten die Feinde haufenweise den Wall erklimmt, und Andere drängten von außen nach. Falkenberg warf sich der überströmenden Fluth entgegen, und mit neuem Muthe folgten ihm die Krieger, als sie ihren verehrten Führer an ihrer Spitze erblickten. Da krachte eine Musketen-Salve, eine Kugel traf den edlen Falkenberg mitten in die Brust, und mit dem Ausrufe: „Ich bin verloren!“ sank er zu Boden. Entsetzt sah Toni ihn fallen und eilte zu seinem Beistande.

„Mir hilft Niemand mehr!“ stammelten. die bleichen Lippen des Sterbenden. „Hilf dir selbst, Knabe! Gott mit dir und dieser unglücklichen Stadt!“

Sein Auge brach, der letzte Athemzug entfloh seiner Heldenbrust, — der tapfere Vertheidiger Magdeburgs war nicht mehr.

Toni, vom tiefsten Schmerze ergriffen, drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn des edlen Todten und, raffte sich wieder auf. Es war nicht Zeit zum Jammern und Klagen jetzt. Der Feind gewann immer mehr die Oberhand, und die Vertheidiger wichen zurück, als ihr Führer gefallen war. Toni wurde mit ihnen fortgerissen.

Das Knattern des heftigen Musketenfeuers, das grelle Läuten der Sturmglocken, das Rufen, Schreien und Toben auf den Straßen schreckte jetzt endlich die schlafenden Bürger von ihrem Lager auf, und mit Entsetzen stürzten sie, zum Theil nur halb angekleidet und bewaffnet, in's Freie, um sich den stürmenden Feinden

entgegen zu werfen. Noch wäre vielleicht Hoffnung gewesen, sie zurückzutreiben, aber Falkenberg war gefallen, und mit ihm fehlte die leitende Hand, welche Ordnung in die immer mehr überhandnehmende Verwirrung hätte bringen können. Auch der Mangel an Pulver machte sich fühlbar. Die wenige Munition war bald verschossen, und nun hatte man nichts mehr, um das Feuer fortzusetzen. Plötzlich verbreitete sich die neue Schreckensnachricht, daß noch zwei andere Thore vom Feinde erstürmt worden wären, und nun erreichte die Bestürzung und Verwirrung den höchsten Grad. Vier kaiserliche Regimenter drangen durch diese Thore ein, fielen der Besatzung in den Rücken und vollendeten ihre Niederlage. Die letzten Anführer starben mit dem Schwerte in der Hand, und nach fünf schrecklichen Stunden verzweifelten Kampfes hörte aller Widerstand auf, — Magdeburg, ganz triefend von Blut, war in der Gewalt des durch den langen und tapferen Widerstand erbitterten Siegers.

Die erbrochenen Stadtthore wurden mit Wachen besetzt, und Kanonen davor aufgepflanzt. Auch sämmtliche andere Thore wurden geöffnet, und herein strömten die furchtbaren Banden der Kroaten und Wallonen, und zerstreuten sich wie eine Meute grimmiger Bluthunde durch die ganze unglückliche, dem Verderben und dem Untergange geweihete Stadt.

Selbst, wenn er gewollt, hätte Tilly seine Mordbanden nicht in Schranken zu halten vermocht, aber er gab sich auch nicht die Mühe, es nur zu wollen. Magdeburg wurde der Plünderung überlassen, die entmenschten, rohen Kriegsknechte drangen mit Gewalt in die Häuser ein, und verübten hier Gräuelthaten mit solcher

viehischer und erbarmungsloser Wuth, wie die Geschichte, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, kaum noch ein anderes Beispiel aufzuweisen hat. Nicht Greis, nicht Kind, nicht Weib noch Jungfrau verschonte der kampferhitzte Grimm der Mordbuben, und ein herzzerreißendes Wehegeschrei stieg aus der unglücklichen Stadt zum Himmel empor.

Toni hatte tapfer gekämpft mit den Tapfersten bis zum letzten Augenblicke, und wie durch ein Wunder war er unverletzt aus dem gräulichen Blutbade entronnen. Blutbefleckt, bleich, die Züge verzerrt von der Wuth des Gefechts und den Schrecken der Niederlage eilte er jetzt durch die Straßen dem Hause Sparnagels zu. Unterwegs sah er Scenen der Grausamkeit, welche sein Blut in den Adern erstarren machte. Hier spießte ein grimmiger Wallone ein schreiendes Kind auf sein Schwert, dort wurde eine Jungfrau aus dem obersten Stockwerke eines hohen Gebäudes auf das Steinpflaster herab gestürzt, da sank ein wankender Greis mit weißen Locken gespaltenen Hauptes zu Boden, und in das jammervolle Geschrei der Unglücklichen mischte sich das wilde, grausame Jauchzen und Brüllen der verthierten Söldlinge. Toni zitterte, wenn er an seine Pflegeeltern, an seine kleine Schwester Elisabeth dachte. Mit verzweifelter Hast drängte er sich durch das Getümmel auf den Straßen, und erreichte endlich athemlos Sparnagels Haus.

„Gott sei Dank!“ stammelte er. „Noch ist die Thür verschlossen!“

Um nicht die Aufmerksamkeit umherstreifender Banden zu erregen, forderte er nicht vorn an dem Haupteingange Einlaß, sondern schlüpfte in ein Nebengäßchen,

wo eine kleine Pforte in den Hof führte. Auch diese Pforte war verschlossen, und Toni wagte nicht zu klopfen. Er kletterte auf eine Mauer, und von hier über das Dach eines Stalles in den Hof hinunter. Dann eilte er in das Haus, trat in das gewöhnliche Versammlungszimmer, und wurde von Freudenrufen empfangen.

„Toni! dem Himmel sei Dank, er ist gerettet!“ riefen mehrere Stimmen.

„Und Ihr?“ antwortete er athemlos. „Ihr lebt? Ihr seid nicht verwundet? Mein guter Vater! Beste Mutter! Meine herzige Elisabeth! Oh, Vater, Entsetzliches geschieht in der Stadt! Wir müssen fliehen! Hier erwartet uns nichts, als Elend und Tod!“

Herr Sparnagel, bleich und erschöpft, denn er hatte, wie Toni, den ganzen Morgen tapfer gekämpft, schüttelte traurig den Kopf.

„Unmöglich!“ erwiederte er. „Jeder Ausweg ist versperrt, und die Wüthriche, die nicht Weib noch Kind schonen, würden uns ohne Erbarmen niederhauen, wenn sie uns erblickten.“

„So verbergen wir uns, ein Versteck wird zu finden sein,“ sagte Toni. „Nur einen oder zwei Tage bedürfen wir, dann hat sich jedenfalls die Wuth der Krieger gelegt.“

„Auch ich habe schon hieran gedacht,“ antwortete Herr Sparnagel. „Ja, wir müssen uns verkriechen, um dem Tode, oder vielleicht noch Schlimmerem, den grausamsten Martern zu entgehen. Auf meinen Speichern gibt es manchen verborgenen Winkel, — wir wollen den entlegensten aussuchen. Muth, liebes Weib, Muth, meine kleine Elisabeth! Hoffen wir, daß Gott

die Augen unserer Feinde mit Blindheit schlage! Rafft schnell einige Nahrungsmittel zusammen! Wir, Toni, werden unsere Waffen mitnehmen. Zum Glück habe ich noch einige Munition für unsere Pistolen! Wenn sie uns finden, — nun, ohne Kampf wollen wir uns nicht schlachten lassen, sondern tapfer fechten bis zum letzten Athemzuge!“

„Ja, das wollen wir, und Gott wird mit uns sein!“ rief Toni festen Muthes. „Aber wo ist der Wachtmeister? Ich sehe ihn nicht. Er wird uns doch nicht verlassen!“

„Nein, ich fürchte es nicht,“ sagte Frau Sparnagel. „Er hat sich vor einer Stunde in das Getümmel begeben, aber vorher sorgfältig die Haus- und Hofthüre verschlossen und verrammelt. Auch versprach er wiederzukommen, und ich zweifle nicht an seinem Worte.“

„Ihr thut recht daran, edle Frau,“ sprach eine tiefe Stimme, und der Wachtmeister selber trat über die Schwelle in das Gemach. Zorn und Trauer sprachen aus seinen sonst so rauhen und barschen Zügen, und seine bärtige Lippe bebte, als er weiter sprach: „Ach, meine Freunde, ich habe schon viel Schreckliches gesehen und erfahren in meinem langen Kriegsleben, aber so Gräßliches noch nie, als jetzt, da ich durch die Strassen ging. Es ist, als ob die Hölle alle ihre Teufel auf diese unglückliche Stadt losgelassen hätte, denn wie wahre Teufel, nicht wie ehrliche Soldaten wüthen unsere Banden, die Panduren, die Kroaten und Wallonen gegen die Besiegten! Und das möchte noch hingehen, aber auch die unschuldigen armen Kinder finden keine Gnade, kein Erbarmen. Die Elenden haben sie

gemordet vor meinen Augen, und ich konnte es nicht verhindern, denn sie hören nicht auf die Stimme der Menschlichkeit. So vermag ich auch Euch nicht zu schützen vor der Wuth dieser Mörder. Ihr müßt Euch verbergen! Was kann der Einzelne ausrichten gegen diese Tausende von Bluthunden? Aber wachen will ich über Euch, so viel in meinen Kräften steht, und nur über meine Leiche geht der Weg zu Eurem Leben!“

„Wir sind darüber schon einig, daß wir uns vor dem ersten Ausbruche der Wuth verbergen müssen,“ sagte Herr Sparnagel. „Kommt mit uns, Wachtmeister!“

„Nein, ich bleibe hier unten im Hause,“ erwiederte dieser. „Wenn sie sehen, daß es schon in Beschlag genommen ist, machen sie vielleicht gar keinen Versuch einzudringen. Ihr aber geht. Wenn es Zeit ist, die Flucht zu ergreifen, werde ich Euch benachrichtigen. Aber tummelt Euch! Es ist kein Augenblick zu verlieren!“

Wie um seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu geben, wurde jetzt von außen mit Flintenkolben gegen die Thüre gepocht, und wilde Stimmen verlangten unter wüthenden Drohungen, daß geöffnet werde. Frau Sparnagel erschrak, daß sie zitterte, aber der Wachtmeister beruhigte sie.

„Geht nur, edle Frau, und sucht Euer Versteck auf,“ sagte er. „Mit denen da will ich schon fertig werden. Die Thür ist fest, und ich habe sie tüchtig verrammelt. Bevor sie eindringen können, werdet Ihr längst in Sicherheit sein. Aber geht! Eures Bleibens ist nicht länger hier unten.“

„Aber Ihr?“ sprach Sparnagel. „Lauft Ihr nicht selber Gefahr, wenn Ihr bleibt?“

„Mich schützt meine Uniform, und nöthigenfalls mein guter Pallasch,“ entgegnete der Wachtmeister ruhig, während von außen fortwährend gegen die Thür geschlagen wurde, daß es durch das ganze Haus dröhnte. „Ich will Euch überzeugen, daß ich mich nicht zu fürchten brauche.“

Er trat entschlossen an ein Fenster, öffnete den geschlossenen Laden, und beugte sich hinaus.

„He, seid Ihr toll, Kerle?“ rief er den wüthenden Soldaten draußen zu. „Dies Haus ist besetzt und gehört mir! Sucht Euch ein anderes!“

„Ah, ein Wachtmeister! Von den Pappenheimern! Da kommen wir freilich zu spät! Glück zu, Kamerad!“ schrie es draußen durch einander, und die Kolbenstöße hörten auf. Die Soldaten gingen weiter, und der Wachtmeister schloß den Fensterladen wieder.

„Da seht Ihr,“ sagte er, zu den Anderen zurückkehrend, — „für mich habe ich nichts zu befürchten. Man hat Respekt vor den Pappenheimer'schen Kürassieren. Wenn es mir nur gelänge, ein paar Bursche von meinem Corps zusammenzubringen, nur ein Dutzend, so sollte kein Mensch Euch ein Haar krümmen dürfen. Aber leider werden die Bursche plündern, wie die Anderen. Darum fort mit Euch, Leutchen! Jede Minute kann Gefahr bringen!“

„Ihr habt recht, Wachtmeister,“ sagte Herr Sparnagel. „Zögern wir nicht länger, liebe Frau!“

Er nahm die kleine Elisabeth, die vor Furcht weinte, auf den Arm. Frau Sparnagel raffte in Hast einige Lebensmittel zusammen, Toni füllte in der Eile einen

großen Steinkrug mit Wasser, und dann stiegen Alle, Herr Sparnagel voran, die Treppe hinauf, bis auf den höchsten Boden. Hier trafen sie auf eine Wand von Brettern, welche anscheinend das Haus von dem Nebengebäude schied. Herr Sparnagel berührte jedoch eine verborgene Feder, und eine schmale Thür sprang auf, welche zu einem nicht eben großen, aber hellen und luftigen Raume führte.

„Ich habe schon längst dieses Versteck anlegen lassen, seitdem dieser schreckliche Krieg unser Vaterland verwüstet," sagte er. „Jetzt kommt es uns zu statten."

„Das habt Ihr gut gemacht, Herr!" sprach der Wachtmeister, welcher der Familie gefolgt war, um im Fall der Noth ihr Versteck aufsuchen zu können. „Bleibt jetzt nur ganz ruhig hier, bis ich Euch Nachricht bringe. Hier seid Ihr gut genug geborgen, denn das schärfste Auge würde den Nagel nicht herausfinden, welcher die versteckte Feder spielen läßt. Auf Wiedersehen, und Gott schütze uns Alle!"

Er entfernte sich, da schon wieder von unten herauf wüstes Getöse erschallte, und unsere Flüchtlinge blieben nun still und traurig in ihrer verborgenen Kammer. Keiner sprach, sondern Alle lauschten mit klopfendem Herzen auf das fortwährende Geschrei, Gekreisch und Gebrüll, welches von der Straße her zu ihrem Ohre drang. Zuweilen krachte auch ein Musketenschuß, Waffen klirrten und gellende Angstrufe übertönten dann und wann schauerlich alles übrige furchtbare Getöse. Das Versteck hatte ein kleines Fenster, durch welches man einen Blick in eine Nebenstraße werfen konnte. Herr Sparnagel näherte sich ihm vorsichtig, um nicht von außen gesehen zu werden, und schaute hinaus. Aber

schon nach wenigen Minuten trat er wieder zurück, Entsetzen im Auge und schneebleichen Angesichts.

„Um Gottes willen, was hast du gesehen?“ rief seine Gattin. „Es muß Schreckliches gewesen sein!“

„Ja, es war schrecklich!“ erwiederte er mit bebender Lippe. „Nur zehn oder elf Häuser konnte ich überblicken, aber Gräuel auf Gräuel häuften sich auf diesem kleinen Raume. Ich sah Frauen in den Armen ihrer Männer ermorden; ich sah eine Tochter zu den Füßen ihres Vaters rücklings mit dem Schwerte durchbohren; ich sah ein kleines Kind in den Armen seiner Mutter auf den Degen spießen. Oh, erbarme dich, Gott, dieser unglücklichen Stadt!“

Thränen brachen aus den Augen des sonst so festen und muthigen Mannes, und in bitterer Verzweiflung rang er die Hände. Die bange Mutter riß die kleine Elisabeth in ihre Umarmung, und preßte sie in Todesangst an ihre Brust. Toni konnte nur mit Mühe seine Fassung bewahren. Niemand wagte mehr an das Fenster zu treten, sondern Alle saßen still und stumm, und hingen ihren traurigen Gedanken nach.

So vergingen Stunden. Da richtete sich plötzlich Herr Sparnagel auf.

„Um Gottes willen, merkt Ihr nichts?“ fragte er ängstlich. „Mich dünkt, als ob Rauch in unsere Kammer dränge. Die Wütheriche werden doch nicht Feuer in die Häuser geworfen haben?“

Toni sog die Luft ein, und sprang dann mit Einem Satze an das Fenster.

„Schrecklich,“ rief er. „So weit ich sehen kann, schlagen Flammen aus den Dächern. Zum Glück weht sie der Wind abwärts von uns, und noch sind wir

nicht in Gefahr. Und immer noch, trotz Feuer und Gluth, dauert das Morden und Plündern fort! Oh, diese Menschen können kein Herz haben!“

Herr Sparnagel überzeugte sich, daß keine unmittelbare Gefahr drohte, und beobachtete düsteren Blickes die Fortschritte der Feuersbrunst. Ein heftiger Wind hatte sich aufgemacht, und trieb Flammen und Funken von einem Dache auf das andere. Niemand dachte daran zu löschen. Im Gegentheil. Noch jetzt rannten Wüthende mit brennenden Pechkränzen umher, und schleuderten sie in die Häuser, welche bis dahin noch nicht von der Gluth ergriffen waren. Ein röthlicher Schein, der jetzt auch von der anderen Seite der Straße herüber schimmerte, welche man vom Fenster aus nicht übersehen konnte, ließ erkennen, daß auch dort das Feuer ausgebrochen war.

„Wir sind verloren!“ stöhnte Herr Sparnagel schmerzlich. „Uns bleibt nur die Wahl, entweder von den blutgierigen Kriegsknechten ermordet zu werden, oder den Tod in den Flammen zu finden. Was mich anbetrifft, ich ziehe das Letztere vor.“

„Nein, nein, Herr Sparnagel,“ sagte Toni. „Noch haben wir gewiß nicht Ursache zu verzweifeln. Wenn die Gefahr so nahe wäre, würde sicherlich unser getreuer Wachtmeister uns davon benachrichtigt haben. Das Feuer ist jedenfalls noch fern von diesem Hause, und Gott wird ja geben, daß es ganz verschont bleibt. Der Wachtmeister wird nicht dulden, daß man es anzündet!“

„Er ist nur ein Einzelner, was kann er viel thun der Uebermacht gegenüber?“ versetzte Herr Sparnagel hoffnungslos.

In diesem Augenblicke erschallten eilige Schritte außerhalb auf dem Boden. Die Thür zur Kammer wurde geöffnet, und der Wachtmeister trat hastig hinein.

„Wir müssen fort," sagte er. „Das Nachbarhaus steht in Flammen, und in weniger als einer Viertelstunde können sie auch dieses ergreifen."

„Mag es geschehen," erwiederte Herr Sparnagel im Tone der Verzweiflung. „Ich will lieber den Feuertod sterben, als mein Weib, mein Kind jenen Wütherichen überliefern. Die Flamme kann sich vielleicht erbarmen, nicht jene Menschen!"

„Nein, nein, Ihr sollt weder verbrennen, noch gemordet werden, meine Freunde," erwiederte der Wachtmeister. „Seht Ihr denn nicht, was ich mitgebracht habe. Geschwind, kleidet Euch um! Hier, edle Frau, nehmt diesen Waffenrock, diesen Helm, ich habe Beides einem jungen Cornet genommen, der leblos auf der Straße lag. Man wird Euch für einen von den Unsrigen halten. Aber eilt Euch, ich spüre schon den Brandgeruch von drüben her."

Er warf der zitternden Frau die Kleider zu, und sie eilte hinaus, um sie anzulegen. Der Wachtmeister brachte indessen noch mehr Sachen mit, welche er Sparnagel und Toni übergab, und in wenigen Minuten waren auch sie durch Kaiserliche Uniformen unkenntlich gemacht. Auch für Waffen hatte der Wachtmeister gesorgt, und Herr Sparnagel faßte den Griff seines Schwertes mit wildem Blicke.

„Nun mögen sie kommen," sagte er ingrimmig. „Wenigstens nicht ungerächt werden wir fallen!"

„Ihr werdet weder kämpfen noch fallen, Herr!" sagte der Wachtmeister beschwichtigend. „Die Verwir-

rung ist so groß und allgemein, daß kein Mensch auf Euch Acht haben oder Verdacht schöpfen wird."

„Aber das Kind! Meine Elisabeth!" rief Herr Sparnagel plötzlich voller Besorgniß aus. „Wie sollen wir die Kleine verbergen?"

„Ich habe auch daran gedacht," versetzte der Wachtmeister. „Wartet nur einen Augenblick."

Er eilte fort, kam aber schon nach einer Minute mit einem Sacke zurück, den er triumphirend den Anderen zeigte.

„Da hinein stecken wir sie, und man wird sie für irgend ein Beutestück halten, wenn sich die Kleine nur still und ruhig verhält," sagte er.

„Oh, Ihr seid unser guter Engel, Wachtmeister," rief Herr Sparnagel aus. „Wie kann ich Euch jemals genug danken?"

„Danket diesem da," erwiederte der Alte, indem er auf Toni zeigte. „Ohne ihn würden wir uns schwerlich jemals kennen gelernt haben!"

„Toni, mein lieber Sohn und treuer Unglücksgefährte," sagte Herr Sparnagel gerührt und ergriff die Hand des erröthenden Jünglings, — „wie segne ich die Stunde, da ich dich fand und in mein Haus aufnahm. Das war nur eine kleine Wohlthat, und der Herr vergilt sie so reich, denn ohne dich wären wir sicher Alle von Feindeshand umgekommen."

„Genug, genug!" mischte sich der brave Wachtmeister ein. „Noch sind wir nicht geborgen, und brauchen die Zeit nöthiger, als zu überflüssigen Worten. Seid Ihr bereit, edle Frau?"

„Ich bin es," erwiederte Sparnagels Gattin und trat in die Kammer. Der Helm bedeckte ihr starkes,

Faida 84.

schönes Haar, und der Waffenrock schmiegte sich zierlich um ihre Gestalt. Es gehörte ein scharfes Auge dazu, sie in dieser Verkleidung als eine Frau zu erkennen.

„Alles gut," sagte der Wachtmeister. „Gürtet jetzt nur noch diesen Degen um, und dann fort."

„Aber wohin?" fragte Herr Sparnagel. „Wißt Ihr denn eine Zufluchtsstätte?"

„Ja, im Dom!" erwiederte der Wachtmeister. „Ich habe erfahren, daß er allein geschont werden und als eine Freistätte dienen soll. Dorthin wollen wir, und ich hoffe, wir werden hinein gelangen, denn glücklicher Weise ist der Weg nicht weit. Komm zu mir, meine kleine Elisabeth! Du mußt in diesen Sack kriechen, und ich werde dich auf meinen Schultern tragen. Sei nicht bange, ich lasse dir von Niemanden etwas Böses thun."

„Oh, ich fürchte mich nicht," erwiederte die Kleine zutraulich, und ließ sich geduldig in den Sack stecken. „Wenn du bei mir bist, und meine lieben Aeltern, habe ich keine Angst!"

„Desto besser, Kleine," sagte der Wachtmeister, und hob die leichte Last auf seine Schultern. „Und jetzt fort! Nur Muth! Schaut keck unter Euren Helmen hervor, und bleibt mir immer dicht auf den Fersen. Ihr, edle Frau, habt besonders Acht, daß Ihr Euch nicht durch eine Geberde des Entsetzens und des Abscheus verrathet. Es könnte unser Aller Tod sein. Darum wacht über Euch! Ihr werdet Schreckliches sehen, aber Ihr müßt Euch beherrschen."

„Ich werde es!" erwiederte Frau Sparnagel. „Es gilt das Leben meines Gatten, meines Kindes."

„So ist's recht!“ sagte der Wachtmeister zufrieden. „Und nun fort, denn der Qualm wälzt sich immer dichter hierher, und in einem Nu könnte die ganze Treppe in Flammen stehen. Muth, und schlagt Eure Augen nicht nieder! Je wilder Ihr drein schaut, desto besser!“

Nach diesen Worten eilte der Wachtmeister voran die Treppe hinunter, und durch das Haus auf die Straße. Die Uebrigen schritten dicht hinter ihm. Es war die höchste Zeit, daß sie die Flucht ergriffen, denn kaum traten sie in's Freie, so lohte die ganze Treppe, von der nahen Gluth entzündet, auf einmal in hellen Flammen auf.

„Gott sei Dank, daß wir heraus sind!“ sprach der Wachtmeister. „Muth, Kameraden, jetzt gilt es!“

Wohl hatten nicht nur Frau Sparnagel, sondern auch die Uebrigen, all' ihren Muth und eine fast übermenschliche Standhaftigkeit nöthig, um nicht dem Eindrucke des unerhört Schrecklichen zu erliegen, was ihre Augen auf dem kurzen Gange bis zu dem nahen Dome schaudernd erblicken mußten. Fürchterlich war das Gedränge in den Straßen zwischen den brennenden Häusern, denen dichte Wolken von Rauch und Feuerfunken entstiegen. Die ganze Stadt schien in Flammen zu stehen, und dennoch dauerte das Plündern und Morden immer noch fort. Ueber zahlreiche Leichen, die mit klaffenden Wunden auf dem Straßenpflaster lagen, zwischen blitzenden Schwertern und durch Trümmern hindurch mußten sich die Flüchtlinge ihren Weg bahnen. In großen Lachen stand das Blut in den Vertiefungen der Straße, gleich Pfützen nach einem heftigen Gewitterregen. Geschrei, Toben, Gewaltthat überall. Schreckliche Gestalten, mit blutbespritzten Kleidern, bluttriefen-

den Waffen, und grimmig verzerrten, mordlustigen Gesichtern begegneten ihnen, und maßen sie mit verdächtigen Blicken. Ohne des Wachtmeisters Begleitung wären sie schwerlich unbelästigt vorübergekommen, aber dieser alte Krieger nahm seine grimmigste Miene an, und trat ihnen so gebieterisch entgegen, daß sie sich scheu auf die Seite drückten.

„Es ist ein Pappenheimer!“ murmelten sie. „Die spaßen nicht!“

Frau Sparnagel suchte sich mit aller Kraft aufrecht zu erhalten, dennoch drohte ihr die Besinnung zu schwinden beim Anblicke aller dieser entsetzlichen Gräuel. Zum Glück merkte es ihr Gemahl noch zu rechter Zeit und stützte die Wankende mit seinen Armen.

„Muth, um Gottes willen!“ flüsterte er ihr zu. „Unser Ziel ist ganz nahe!“

Sie raffte sich noch einmal auf, Herr Sparnagel schleppte sie weiter, und der Wachtmeister brach ihnen überall Bahn. Einige Mal mußte er zwar zum Schwerte greifen, wenn irgend ein wilder Haufe ihm den Weg versperrte, aber er führte seine Hiebe so gewaltig, daß die Buben schnell zur Seite stoben, und nicht einmal den Versuch machten, dem gewaltigen Kriegsmanne mit dem martialischen Gesichte Widerstand zu leisten. Endlich erreichte man den Dom. Der Haupteingang war zwar verschlossen, aber Herr Sparnagel kannte ein Seitenthürchen, an welches er kräftig mit dem Schwertknaufe anklopfte.

„Du, hüt' dich,“ sagte ein vorübergehender Kroat, in etwas gebrochenem Deutsch. „Wenn Tilly dich sieht, er läßt dich aufknüpfen. Die Stadt ist uns preisgegeben, aber die Kirche soll unverletzlich bleiben.“

„Schon recht, Kamerad," erwiederte Sparnagel. „Danke für die Warnung! Ich will aber nicht plündern hier, sondern nur Jemand suchen."

Der Kroat ging ohne Argwohn weiter, und Sparnagel klopfte von Neuem.

„Wer ist da?" fragte nach einer Weile innen eine Stimme schüchtern.

„Die Sparnagel'sche Familie," flüsterte der Kaufherr durch eine Thürspalte. „Um Gottes willen, öffnet, oder wir sind verloren!"

Riegel rasselten, und die Thür bewegte sich in ihren Angeln. Als der Mann, welcher sie aufmachte, die kaiserlichen Uniformen erblickte, wollte er sie hastig wieder zuwerfen. Aber Sparnagel drängte sich rasch hindurch, und zog Gattin und Kind mit nach. Auch Toni und der Wachtmeister folgten, und im Inneren der Kirche sanken Alle auf ihre Knieen, und priesen den Herrn, der sie aus so großen Gefahren gerettet hatte. Die heilige Stätte schützte sie nun vor den mordgierigen Banden draußen, und tief bewegt schlossen sie einander in die Arme, und wünschten sich gegenseitig Glück, daß sie aus dem gräßlichen Getümmel ungefährdet entronnen waren.

Sechstes Kapitel.

Eine neue Heimath.

Zwei volle Tage dauerten der Brand und die Plünderung, und erst am vierzehnten Mai, als Tilly in die gänzlich verwüstete Stadt einzog, wurde der zuchtlosen Unordnung ein Ende gemacht. Was jetzt noch lebte, erhielt Pardon, und was aus dem Brande gerettet war, wurde geschont. An tausend Menschen hatten im Dome eine Zuflucht gesucht, und Alle durften frei ausgehen. Mit Thränen in den Augen, mit Schmerz und Verzweiflung im Herzen sahen sie die Zerstörung ihrer Vaterstadt, von welcher nur Wenig mehr, als rauchende Trümmerhaufen noch übrig war. Schwert und Flammen hatten entsetzlich gewüthet. An dreißigtausend Menschen waren dem Grimme des Feindes zum Opfer gefallen.

„Und was wird aus uns?“ sagte Herr Sparnagel schmerzlich, als er mit den Seinigen den wüsten Schutthaufen betrachtete, in welchen sein Haus verwandelt war. „Mein Hab und Gut liegt unter diesen Trümmern vergraben, und wir sind nichts weiter mehr, als armselige Bettler.“

„Vielleicht glückt es uns, in den Keller zu gelangen, wo Ihr Euer Gut vergraben habt, Herr Sparnagel,“ flüsterte Toni leise seinem Pflegevater in's Ohr. „Man müßte die Nacht abwarten, damit wir nicht gesehen würden.“

„Der Versuch könnte wenigstens nicht schaden," versetzte Herr Sparnagel eben so leise. „Wir müssen das ruhiger überlegen, und vor Allem eine Zuflucht suchen, wo ich Weib und Kind unterbringen kann."

In der Stadt ein Obdach zu finden, war unmöglich, denn die wenigen Häuser, welche der ungeheure Brand verschont hatte, waren von Tilly und dessen höchsten Officieren in Beschlag genommen. Aber Herr Sparnagel besaß eine halbe Stunde von der Stadt einen großen Garten mit einem kleinen Hause darin, und es wurde beschlossen, dorthin zu gehen. Vielleicht stand das Haus noch, und konnte, wenigstens für ein paar Tage, bewohnbar gemacht werden. Alle begaben sich dahin, und es gewährte ihnen einigen Trost, als sie wider Erwarten das Häuschen noch in ganz gutem Zustande fanden. Es war allerdings ausgeräumt von oben bis unten, aber es konnte doch Schutz vor Wind und Wetter verleihen, und für die nöthigsten übrigen Bedürfnisse mußte, so gut es ging, Rath geschafft werden. Der ehrliche alte Wachtmeister erwies sich möglichst hülfreich dabei. Er besorgte einen Wagen und ein paar Pferde, und Herr Sparnagel fuhr mit dem leichten Gespann auf die nächsten, noch bewohnten Dörfer, wo es ihm gelang, einige Betten und Kleidungsstücke zu bekommen, welche letzteren namentlich seiner Gattin äußerst angenehm waren, da sie nun die Uniform ablegen und wieder in weiblicher Tracht erscheinen konnte.

Einige Tage hielten sich unsere Freunde still im Gartenhause, und auch der Wachtmeister verließ sie nicht, da er die Absicht hatte, sich überhaupt nicht mehr von der Familie zu trennen.

„Ich bin des Krieges müde," sagte er. „Die Gräuel, die in Magdeburg geschehen sind, haben mir das Waffenhandwerk für immer verleidet. Statt des Schwertes werde ich den Pflug in die Hand nehmen, und das stille, friedliche Leben eines Landmannes führen."

Herr Sparnagel billigte diesen Entschluß, und freute sich, einen so wackeren und tapferen Gefährten zu behalten. Man verhehlte nun auch dem Wachtmeister nicht, daß man den Versuch wagen wollte, in den Keller von Sparnagels Hause zu gelangen, und der Wachtmeister bot sogleich bereitwillig seinen Beistand an.

„Aber warten wir noch etliche Tage," sagte er. „Tilly kann sich unmöglich lange in der zertrümmerten Stadt aufhalten, und wenn er mit seinem Heere abgezogen ist, können wir ohne alle Gefahr unsere Nachsuchungen beginnen. Im jetzigen Augenblicke würde ich nicht dazu rathen. Zwar hat die Plünderung aufgehört, aber es gibt viel Gesindel in der Armee, und wenn ein habgieriges Auge unser Thun bemerkte, so dürften wir leicht Gut und Leben verlieren. Darum warten wir lieber."

Der Rath war zu gut, um nicht befolgt zu werden, und man wartete daher. Aber täglich ging Toni mehrere Male nach der Stadt, um Erkundigungen einzuziehen, und um Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse einzukaufen. Endlich kam er eines Tages voller Freude zurück, und brachte die Nachricht mit, daß Tilly mit seiner ganzen Armee in der Richtung nach Thüringen aufgebrochen sei.

„Dann wollen wir noch in dieser Nacht unsere

Nachgrabungen anstellen," sagte Herr Sparnagel, und die Anderen zeigten sich bereit dazu.

An Hacken und Schaufeln fehlte es nicht. Als die Dunkelheit einbrach, machten sich Herr Sparnagel, der Wachtmeister und Toni auf den Weg nach der Stadt, suchten die Brandstätte auf, und begannen sofort ohne sonderliche Vorsicht ihre Nachgrabungen. Sie glaubten nichts mehr fürchten zu müssen, da Tilly mit seinem Heere fortgezogen war. Ueberhaupt lag die ganze in Trümmern zerfallene Stadt todtenstill und menschenleer da, und das Licht des Mondes zeigte nichts, als Schutthaufen, aus denen halb verkohlte und verbrannte Balken hervorragten. Unsere Freunde gebrauchten daher keinerlei Vorsicht, sondern räumten mit Schaufeln und Hacken den Schutt bei Seite, und hatten dabei keine Ahnung, daß sie insgeheim von einem scharfen Auge belauert wurden. Einzelne Soldaten, meist Verwundete, waren doch noch in der Stadt zurückgeblieben, und ein solcher Soldat war es, der, hinter einer Mauer versteckt, dem Beginnen unserer Freunde zusah.

„Umsonst arbeiten sie nicht unter dem Schutt herum," dachte der schlaue Kroat. „Sie suchen etwas, und dieses Etwas kann nichts Anderes sein, als Geld oder Geldeswerth. Ich werde sehen!"

Er blieb unbeweglich hinter der Mauer, deren Schatten ihn bei dem ohnehin nur schwachen Mondlichte völlig verbarg. Den fleißig arbeitenden Händen gelang es mittlerweile, die Trümmer aufzuräumen und bei Seite zu schaffen, und endlich stieß Herr Sparnagel einen Ruf der Freude aus.

„Hier ist der Eingang zum Keller," sagte er. „Die

Thür ist verschlossen, mein kleiner Schatz also geborgen!«

Einen Schlüssel hatte man nicht, aber mittelst der Hacke wurde die Thür ohne große Anstrengung aufgesprengt, und man konnte nun in den Keller hinabsteigen. Herr Sparnagel schritt voran, die beiden Anderen folgten.

„Also richtig! Ein Schatz!“ murmelte der Kroat vor sich hin, und rieb sich die Hände. „Wie ihn bekommen? Ich allein bin zu schwach; aber ich weiß noch zwei Kameraden, die gern an der Beute Theil nehmen werden. Jetzt nur aufgepaßt, wohin sie den Schatz bringen.“

Nicht lange dauerte es, so kehrten Herr Sparnagel und seine Begleiter aus dem Keller zurück, und brachten zwei Kasten mit, an denen sie ziemlich schwer zu tragen hatten.

„Dem Himmel sei Dank,“ sagte Herr Sparnagel. „Er hat mein Eigenthum beschützt, und ich bin nun wenigstens der drückendsten Sorgen um die Meinigen, um uns Alle ledig. Zu Hause wollen wir berathen, was wir mit unserer geretteten Habe beginnen sollen. Laßt uns dahin aufbrechen.“

Sie gingen. Der Kroat schlich ihnen nach. Als sie im Gartenhause verschwanden, drückte er sein Ohr an den verschlossenen Fensterladen, und horchte eine geraume Zeit.

„Gut, jetzt weiß ich Alles!“ murmelte er dann vor sich hin. „Morgen früh wollen sie fort. Bis dahin werden auch wir bereit sein, und es wird sich ja eine Gelegenheit bieten, wo wir aus dem Hinterhalte über sie herfallen können.“

Nach diesen Worten eilte er zu der Stadt zurück, und war bald wie ein Schatten in dem Dunkel der Nacht verschwunden.

Am anderen Morgen, bald nach Sonnenaufgang fuhr ein leichter Wagen, mit zwei Pferden bespannt, vom Gartenhause ab. Herr Sparnagel saß darin mit Frau und Kind, und führte die Zügel, Zwei Reiter, der Wachtmeister und Toni, ritten dicht hinter dem Wagen her. Sie waren mit Pallasch und Pistolen bewaffnet, um auf jede Gefahr gerüstet zu sein. Man hatte beschlossen, sich nach der Heimath Toni's zu begeben, und dort in dem Silbergrunde, diesem kleinen, versteckten Winkel der Erde, welcher leicht ganz unzugänglich gemacht werden konnte, eine Zuflucht zu suchen, bis die Stürme des Krieges ausgetobt haben würden.

Man machte nur kurze Tagereisen, um Frau Sparnagel und die kleine Elisabeth nicht zu sehr zu ermüden, und so kam es, daß man erst etwa vierzehn Tage nach der Abfahrt den Eingang zum Silbergrunde erreichte.

Bis hierher hatte kein Vorfall von Bedeutung die Reise gestört. Jetzt aber, grade als Herr Sparnagel im Begriffe war, die Pferde abzuspannen und durch die enge Felsspalte in den Silbergrund zu führen, knallten plötzlich Schüsse ganz in der Nähe, und Kugeln pfiffen an den Köpfen der Reisenden vorüber, glücklicher Weise ohne Jemanden zu treffen.

„Ein Ueberfall!“ rief Toni, der bereits vom Pferde gestiegen war, und es vom Wachtmeister in den Grund hatte bringen lassen. Rettet Weib und Kind, Herr Sparnagel. Hurtig in den Grund hinein. Ich vertheidige den Eingang, bis Ihr in Sicherheit seid!“

Zugleich zog er den Pallasch, und wendete sich kühn drei Kroaten entgegen, welche herbei stürmten und über ihn herfielen. Muthig kämpfte er einige Minuten gegen die Uebermacht, und Herr Sparnagel brauchte diese kurze Frist, um Frau und Kind zu entfernen, und den Wachtmeister zu Hülfe zu rufen. Mit ihm kehrte er zurück gerade in dem Augenblicke, als Toni nach muthiger Gegenwehr den Streichen der Kroaten erlag.

„Schurken!“ schrie der alte Wachtmeister wüthend, „das sollt Ihr theuer bezahlen!“

Sein Pistol krachte, ein Kroat stürzte todt neben Toni nieder, und auf die beiden Anderen drangen jetzt Herr Sparnagel und der alte tapfere Kriegsmann mit gezückten Schwertern ein. Erschrocken über diesen mannhaften Widerstand ergriffen die Buben nach kurzem Kampfe die Flucht und suchten das Weite. Niemand dachte daran, sie zu verfolgen. Die Sieger knieten neben Toni nieder.

„Dem Himmel sei Preis und Dank, er lebt, und seine Wunden scheinen nicht gefährlich zu sein!“ rief Herr Sparnagel aus. „Wie groß wäre mein Schmerz gewesen, wenn wir ihn verloren hätten, grade hier verloren an der Schwelle unserer neuen Heimath, die Er uns eröffnet hat. O Gott,“ fügte Herr Sparnagel gerührt hinzu, während er dem Wachtmeister beistand, Toni in das Leben zurückzurufen, — „wie Vieles verdanke ich diesem Knaben, und wie reich belohnt mich Gott dafür, daß ich eine einfache Christenpflicht erfüllte, und ihn bei mir aufnahm. Ohne ihn wären wir vermuthlich schon längst ermordet worden, ohne ihn würden wir als arme Flüchtlinge ziellos auf der Erde umher irren, ohne ihn wäre jetzt vielleicht mein Weib oder

mein Kind von diesen schurkischen Kroaten erschlagen worden. Er opferte sich selbst, um sie zu retten. Wahrlich, ich schulde ihm großen Dank, ich und die Meinigen, und wir werden ihn recht von Herzen lieben müssen, um unsere Schuld nur einigermaßen abzutragen. Ah, er schlägt die Augen auf! Toni, mein Sohn, fühlst du dich besser?“

„Nur ein wenig betäubt, versetzte Toni. „Ein Säbelhieb mit flacher Klinge auf den Kopf warf mich nieder. Aber wo sind die Mordbuben? Fort? Und Eure Gattin, Herr? Und die kleine Elisabeth?“

„Gerettet — durch dich!“ erwiederte Herr Sparnagel. „Deine edle Aufopferung verschaffte mir Zeit, sie in Sicherheit zu bringen. Folgen wir ihnen, und Gott gebe, daß wir wirklich den Frieden und die Ruhe finden, nach der wir uns sehnen!“

Sie fanden, was sie suchten, in Abgeschiedenheit von der Außenwelt, welche noch viele Jahre von den Stürmen des Krieges erschüttert und verwüstet wurde. Toni genas bald von seinen Wunden, und fand den reichsten Lohn für seine hochherzige Selbstopferung in der treuen herzlichen Liebe der durch ihn Geretteten. Alle lebten ein stilles friedliches Leben mit einander. Das fruchtbare Thal gewährte ihrem Fleiße reichlich, was sie zu ihrem Unterhalte bedurften, und während draußen gesengt, gebrannt, gemordet, und überall in deutschen Landen die Saat des Elendes gesäet ward, säeten sie im Verborgenen die Saat der Liebe, und ärndteten dafür die Frucht ungestörten Glückes und herzlicher Zufriedenheit.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

mein Kind von diesen schurkischen Kroaten erschlagen worden. Er opferte sich selbst, um sie zu retten. Wahrlich, ich schulde ihm großen Dank, ich und die Meinigen, und wir werden ihn recht von Herzen lieben müssen, um unsere Schuld nur einigermaßen abzutragen. Ah, er schlägt die Augen auf! Toni, mein Sohn, fühlst du dich besser?“

„Nur ein wenig betäubt, versetzte Toni. „Ein Säbelhieb mit flacher Klinge auf den Kopf warf mich nieder. Aber wo sind die Mordbuben? Fort? Und Eure Gattin, Herr? Und die kleine Elisabeth?“

„Gerettet — durch dich!“ erwiederte Herr Sparnagel. „Deine edle Aufopferung verschaffte mir Zeit, sie in Sicherheit zu bringen. Folgen wir ihnen, und Gott gebe, daß wir wirklich den Frieden und die Ruhe finden, nach der wir uns sehnen!“

Sie fanden, was sie suchten, in Abgeschiedenheit von der Außenwelt, welche noch viele Jahre von den Stürmen des Krieges erschüttert und verwüstet wurde. Toni genas bald von seinen Wunden, und fand den reichsten Lohn für seine hochherzige Selbstopferung in der treuen herzlichen Liebe der durch ihn Geretteten. Alle lebten ein stilles friedliches Leben mit einander. Das fruchtbare Thal gewährte ihrem Fleiße reichlich, was sie zu ihrem Unterhalte bedurften, und während draußen gesengt, gebrannt, gemordet, und überall in deutschen Landen die Saat des Elendes gesäet ward, säeten sie im Verborgenen die Saat der Liebe, und ärndteten dafür die Frucht ungestörten Glückes und herzlicher Zufriedenheit.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, Franz,

Aus eiserner Zeit Eine Erzählung für meine jungen Freunde. Von Franz Hoffmann. Mit 4 Stahlstichen

Stuttgart 1861
47.1175#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703926-3